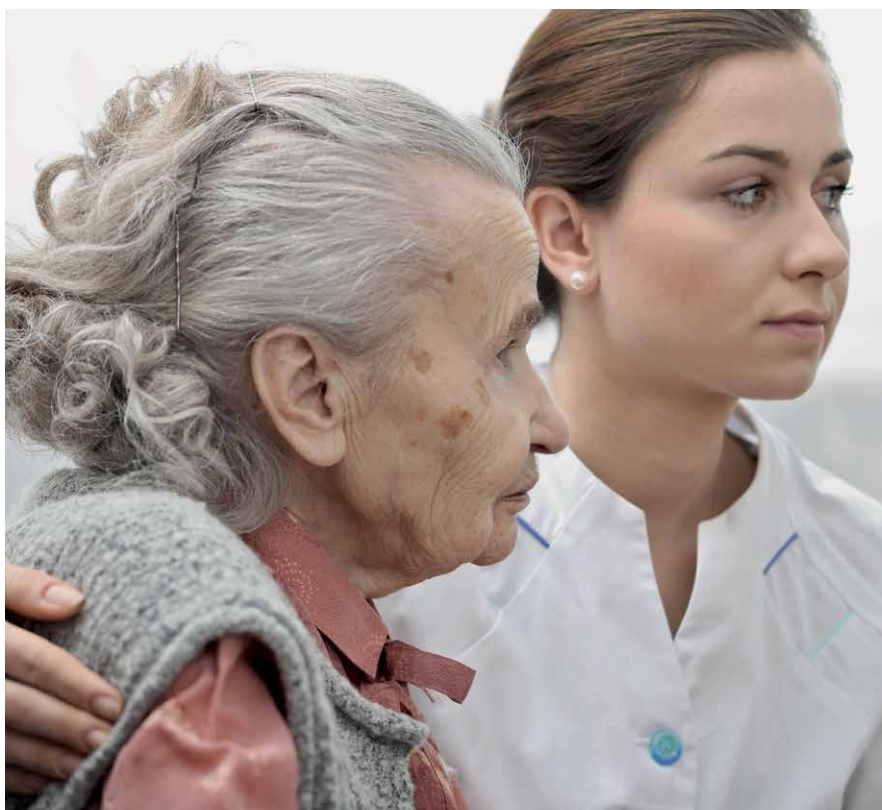


NR. 3 lebensfreude



„Es ist nichts gewisser als der Tod ...“

Hans Roth ist Heimatpfleger und seit 1972 u. a. Vorsitzender des Historischen Vereins Rupertiwinkel e. V. in Laufen. Anhand von Beispielen der hiesigen Gegend – dem ländlichen Bereich zwischen Inn und Salzach – bringt er einen kulturgeschichtlichen Rückblick zu Tod und Abschied.

Wie kamen Menschen früher mit dem nahen oder zeitlich fernen Ende zurecht? Wie richteten sie sich darauf ein, wie reagierten die Angehörigen, die Nachbarschaft, die Dorfgemeinschaft? Welche Sterbebegleitung wurde geboten und welchen Trost erfuhren die Zurückgebliebenen bei der Bewältigung der Trauer? Diesen Fragen ist Hans Roth in seiner Arbeit nachgegangen.

„**Es ist nichts gewisser als der Tod – und nichts ungewisser als die Stunde**“, so beginnen unzählige Testamente ab dem 16. bis ins frühe 19. Jahrhundert. Hinter diesen scheinbaren Floskeln der Notare und Gerichtsschreiber steht jedoch die menschliche Gewissheit, dass wir *„mitten im Leben vom Tod umgeben sind“*, dass wir Vorbereitung treffen müssen für die ungewisse Stunde des

HOSPIZ

HOSPIZ BEWEGUNG Salzburg

In Partnerschaft mit
Caritas



jährigen Mitarbeiterin DGKS Heike U. Geyer verabschieden, die dreizehn Jahre alle Entwicklungen im Tageshospiz und als Einsatzleiterin eines Hospizteams begleitet und somit für viele Menschen, die unsere Dienste in Anspruch genommen haben, „Hospiz“ ein kompetentes und menschliches Gesicht verliehen hat.

In viele verschiedene Richtungen gehen inzwischen die Tätigkeitsbereiche, welche die Hospiz-Bewegung als ihren öffentlichen Auftrag versteht und auch „vor den Vorhang“ holen will. So bringt die Zusammenarbeit mit dem Kinderzentrum der Universitätsklinik Salzburg zur Entwicklung der Hospiz- und Palliativversorgung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen weitere positive Ergebnisse, ebenso wie die Erfahrungen bei der Schulung für Hospizkultur und Palliative Care in Alten- und Pflegeheimen. Die Tätigkeit der Hospiz-Bewegung im Tageshospiz erfuhr besondere Wertschätzung durch die Wahl unter die Finalisten des Social Awards der Erste Stiftung.

„EIN(e) RICHTUNG mit Sinn“, unter diesem Motto steht unsere Bitte um finanzielle Unterstützung für die Einrichtung des neuen Hospiz-Kompetenzzentrums mit Tageshospiz. Helfen Sie durch Ihre Spende mit, mit dem neuen Haus schwer kranken Menschen und den sie betreuenden Mitarbeiter/innen einen Ort zum Wohlfühlen zu schenken.

Wir sind weiterhin über jede Form der Unterstützung dankbar, mit den besten Wünschen für einen schönen Herbst!

Christof S. Eisl

Liebe hospizbewegte Leserinnen und Leser.

„**E**inzig die Richtung hat einen Sinn. Es kommt darauf an, dass du auf etwas zu gehst, nicht dass du ankommst; denn man kommt nirgendwo an, außer im Tode.“ Das Zitat aus Antoine de Saint-Exupéry's „Die Stadt in der Wüste“ kann wohl als Motto über dieser Ausgabe der Lebensfreude stehen, die sich dem Thema „Kultur des Sterbens“ widmet. Hospiz – eine „alte Idee“ der Menschlichkeit – musste im Laufe ihrer Geschichte immer wieder neue Wege gehen, um an den aktuellen, auch durch gesellschaftliche Veränderungen geformten Bedürfnissen der Menschen anzuschließen.

Hans Roth gibt uns einen kulturgeschichtlichen Einblick in den Umgang mit Tod und Abschied im ländlichen Bereich Salzburgs und des Bayerischen Raums – zwischen Inn und Salzach. Mitarbeiterinnen beschreiben ihre Wege, die sie in die Arbeit für eine menschliche Kultur des Sterbens geführt haben, und was das für ihre persönliche Entwicklung bedeutet bzw. bedeutet hat. Mit einem von Herzen kommenden „DANKE“ möchten wir uns hier von der lang-

kultur des sterbens



..... Abschieds von dieser Welt. Geregelt wurde nicht nur die Hinterlassenschaft, sondern auch Verfügungen getroffen über das Begräbnis, das liebevoll, still und ohne kostspieligen Aufwand begangen werden sollte. Wenn „alles seine Richtigkeit“ hatte, fiel es den Sterbenden oft leichter, sich in ihr Schicksal zu ergeben.

Der Tod ist eine biologische Tatsache. Die Menschen früherer Zeit waren ungleich stärker mit dem Tod konfrontiert, als es heute scheint: Mit immer wiederkehrenden Epidemien, die binnen kurzer Zeit Hunderte hinwegrafften. Schlechte Ernährung und beengte Wohnverhältnisse taten das Übrige, ließen Krankheiten entstehen, denen man medizinisch kaum begegnen konnte. Kriege, Hungersnöte durch Missernten und Unglücksfälle forderten ständig menschlichen Tribut. *Das Leben war ein großes Risiko.* Noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts überlebte nur jedes zweite Kind das erste Lebensjahr. Und wer die ersten Lebensjahre überstanden hatte, konnte vom Leben noch 40 bis 50 Jahre erwarten. Nur 15% der gesamten Bevölkerung waren um 1850 älter als 50, wenige erreichten ein Alter über 70 Jahre.

„**Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen.**“ So tröstete man sich früher über das medizinische Unvermögen und die unveränderlichen Lebensbedingungen hinweg, sah den Tod als Gottgegeben an – und handelte danach. Während man heute den Tod verdrängt, war der Mensch früherer Jahrhunderte ständig von Sinnbildern und Sinnsprüchen umgeben, die ihn an das Ende erinnerten, etwa: „*Wer an den Tod denkt, fängt an zu leben*“. Beim Durchschreiten eines Friedhofs oder in den Kirchen waren Bilder auf prachtvollen Grabdenkmälern, wie ein Skelett mit Würmern und Kröten – sowie Sprüche: „*Wie du bist, war ich gewesen!*“, oder der lateinische Vers: „*Hodie mihi, gras tibi – heute ich, morgen du!*“ eine ständige Aufforderung, sich mit dem zeitlichen Ende des Lebens auseinanderzusetzen.

In den Vorhallen der Kirchen, so auch in der Kapelle der Kirche in Salzburg-Gnigl, befanden sich Nischen mit bemalten Totenköpfen und Gebein, die dem Vorbeigehenden die Vergänglichkeit drastisch vor Augen führten, sogenannte Totenkerkerlein. Oder die Beinhäuser, auch Karner genannt, wie in Hallstatt, wo sich

kultur des sterbens

1 „Es ist nichts gewisser als der Tod ...“

9 Das „letzte Hemd“-Bekleidung für die letzte Reise

11 Erfahrungen aus der Schulungspraxis

14 40 Jahre Referat für Krankenpastoral

kooperation

16 Rechte der Eltern und Kinder stärken

benefizkonzert

18 Symphonische Meisterwerke Ludwig van Beethovens

20 Aus der Hospiz-Bewegung

26 Veranstaltungen Termine

kultur des sterbens

die Knochen von Generationen der Ortsbewohner aufgeschichtet finden, die aus den engen Friedhöfen herausgenommen, beschriftet und zuweilen bemalt aufbewahrt wurden. Dort, nicht vor der eigentlichen Grabstätte, wurde auch der Verstorbenen gedacht. Totentanzbilder in Friedhofskapellen oder Kirchen, wie in Salzburg am Eingang zu den Katakomben, zeigen

In Karnern wurden Knochen von Generationen der Ortsbewohner aufgeschichtet. Um den engen Friedhof zu entlasten, entnahm man die Knochen aus den Gräbern, beschriftete und bemalte sie und bewahrte sie so auf. (Friedhof Hallstatt, Sieghart Schwedler)



den Tod als Knochenmann mit Sense und Stundenglas, der Papst und Kaiser, die Klosterfrau, den Geld raffenden Kaufmann, den geschäftigen Handwerker während seiner Arbeit, den pflügenden Bauer, den zerlumpte Bettelmann oder das Kind, das der Tod der jammernenden Mutter entreißt, gleichermaßen zum Tanz auffordert. Neben ihrer Dramatik vermitteln diese Bilder auch Trost: Der Tod verschont über alle gesellschaftlichen Schranken niemanden. *Vor dem Tod sind alle gleich!*

Auch die vielen Marterl, die Steinkreuze und Bildstöcke in der Landschaft, aus Anlass eines erfolgten Mordes oder eines Unglücks an den jeweiligen Ort gesetzt, sollen an Sterben und Tod erinnern. Früher fürchtete

man sich vor einem schnellen, einem jähen Tod, der den Menschen unvorbereitet ereilt, ohne kirchlichen Tröstungen und Sterbebegleitung. Eine Leidenszeit wurde bereitwillig auf sich genommen, um mit sich und der Welt ins Reine zu kommen. Es gab eine Flut von Literatur und fromme Erbauungsbücher, die den Menschen auf den Weg zum Sterben begleiten sollten.

In der andächtigen Gemeinschaft des späten Mittelalters schlossen sich auch in Salzburg fast in allen Kirchen Bruderschaften zusammen, welche über einen eigenen Altar in der Kirche verfügten und die Verstorbenen auf dem Weg zum Grab begleiteten, Messen für deren Seelenheil lesen ließen und die Hinterbliebenen unterstützten, wenn sie bedürftig waren. Hier befand sich der Verstorbene in der Gemeinschaft der Mittrauernden.

Himmlische Sterbebegleiter waren der Erzengel Michael mit der Seelenwaage, zum Abwägen der guten Werke gegen die Sünde. Auch der Hl. Josef und der Hl. Christophorus galten als Sterbepatronen. Nach dem Volksglauben wurde der Mensch beim Anblick des starken Christusträgers an diesem Tag vom plötzlichen Tod verschont. Ein solches Christophorus-Bild findet sich z. B. als Fresko auf der Festung Hohensalzburg. Die bäuerliche Welt kannte auch eine Vielzahl von Todesvorzeichen, die sie aus Naturereignissen herausgelesen hat: Wenn der Kauz, der Totenvogel, rief, Raben über das Dorf flogen, der Maulwurf am Haus entlang Hügel warf, dann, so die Volksmeinung, würde jemand sterben.

Das Sterben – die letzte Stund! Es war selbstverständlich, dass die Mitmenschen am Sterben einer Person Anteil nahmen. Die nächsten Verwandten, die Nachbarn wurden zusammengerufen, sobald feststand, dass jemand nicht mehr lange leben würde.

kultur des sterbens

Man „rief zum End“ und man „kam zum End“, wie es hieß, und versammelte sich in der Stube vor dem Bett des oder der Sterbenden. Für alle Beteiligten war es eine klare und offen ausgesprochene Situation, eine direkte Konfrontation mit dem Tod, in der etwas anderes als Sterben nicht erwartet wurde. Die so deutete und akzeptierte Situation setzte Erfahrung im



Umgang mit Sterbenden voraus und damit war das Sterben eine interne Familienangelegenheit, zu der weder Diagnosen noch Prognosen von außen eingeholt wurden. Oft war die enge Sterbestube voll von Leuten, die ihren Gefühlen mit Jammern und Weinen freien Lauf ließen. Die Gefühlsausbrüche waren Teil der Zeremonie des Abschieds, weniger ein sprachloses Abschiednehmen. In größeren Gemeinschaften gab es Klageweiber, die laut klagten, um der gemeinschaftlichen Trauer Ausdruck zu geben.

In der katholischen Kirche wurden die Sterbenden vom Priester mit den Sterbesakramenten versehen: Beichte, Krankensalbung und Kommunion bewirkten nach christlichem Verständnis die Vergebung der

Sünden. Wenn ein Kranker „versehen“ werden sollte, wurde früher auf dem Land mit der Kirchenglocke ein Zeichen gegeben. Diese kleine, meist hell klingende Glocke wurde auch „Zügglocke“ genannt, weil ein Mensch in den letzten Zügen lag. Sie lud zum „Seel ausbeten“ ein, wie man sagte. Wer Zeit hatte, ging zur Kirche, um den Pfarrer auf dem Weg zum Haus des ster-



links: In ihrem Glauben und der Verehrung des heiligen Michael, der auch als Totenpatron galt, fanden die Menschen früher Schutz und Hilfe bis zu ihrem Tod.

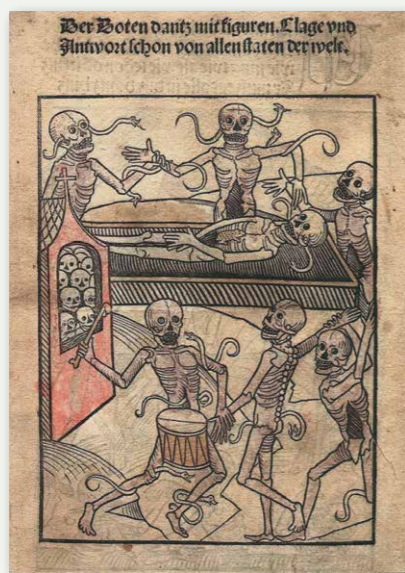
rechts: Vor Gnadenbildern erbaten Gläubige die Gewährung einer Gnade von Gott. (Votivbild von 1759, Wallfahrtskirche Maria Gern, Berchtesgaden)

benden Menschen, auf dem Versehgang zu begleiten. Am Bett des Kranken wurde ein provisorischer Hausaltar hergerichtet, denn jede Familie verfügte über eine Versehgarnitur, bestehend aus Standkreuz, Weihwasserkessel, Leuchter und dem gestickten Versehtuch.

Starb ein Mensch, so setzten traditionelle Handlungen ein. Alles, was getan werden muss, um die Beerdigung vorzubereiten, folgte einem bewährten Muster, auf das neben Sitte, Brauch und Kirche seit dem späten 18. Jahrhundert zunehmend staatliche, gesundheitspolizeiliche Verordnungen Einfluss nahmen. Der Tod eines Menschen wurde im Dorf durch das Läuten der Totenglocke, das „Schiedungsläuten“, angekündigt. Es war eine Aufforderung, für die ver-

kultur des sterbens

Wenn der Tod zum Totentanz auffordert, verschont er über alle gesellschaftlichen Schranken keinen. Vor dem Tod sind alle gleich. (Barocker Totentanz, von Felix Hölzl, in der Totenkapelle im Friedhof zu St. Peter, Straubing.)



storbene Person zu beten. Die Sprache der noch manuell geläuteten Glocke, außerhalb der Gottesdienstzeit, wurde verstanden. Ich erinnere mich noch gut an meine Jugendzeit in Laufen, als eine schwarz gewandete Frau, die „Leichensagerin“, wie sie hieß, durch die Gassen ging und an den Glockenzügen riss, um gleich darauf monoton-weinerlich den Todesfall bekannt zu geben und Tag und Stunde des Requiems und der Beerdigung zu nennen, die damals nur am Vormittag stattfand.

Die Totenwache. Die Verstorbenen wurden bis zur Beerdigung im Haus aufgebahrt. In dieser Zeit kamen die „Wachter“, ein feststehender Personenkreis aus Nachbarn oder je ein Vertreter aus jedem Haus des Dorfes, unaufgefordert abends zum Wachen ins Haus. Sie sorgten dafür, dass das Totenlicht nicht erlosch, wurden mit Brot, Most oder Schnaps bewirtet und beteten gemeinsam. Erinnerungen an die verstorbene

Person wurden ausgetauscht und nicht selten konnte das Gespräch ausgelassene Formen annehmen, was von der Obrigkeit immer wieder beanstandet wurde. In den Bauernhäusern diente die gute Stube im ersten Stock oder der kalte Fletz, also der Hauseingang, zur Aufbahrung. In den Städten waren die Wohnverhältnisse beengt – gerade in einem Tagelöhner- oder in einem kinderreichen Handwerkerhaushalt. Die Leiche lag in der Wohnstube, wo daneben gegessen oder auch geschlafen wurde. Dennoch setzte sich die Errichtung von Leichenhäusern aus gesundheitspolizeilichen Gründen in unserer Gegend erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch.

Starb ein Bauer oder eine Bäuerin, dann war es Sache des Hoferben oder des Altknechtes, den Tod den Tieren anzusagen, die ja die Existenzgrundlage des Hofes bildeten. Da ging der Sohn hinaus, klopfte an die Bienenstöcke und sprach: „I tua enk kund, da Vata ist gstorm, jetzt bin i für enk da.“ Jedes Vieh wurde „informiert“. Wer einen Fischweiher hatte, musste einen Stein hineinwerfen, auch den Obstbäumen musste der Tod des Hofherrn angesagt werden. Das offene Herdfeuer wurde gelöscht und vom Erben wieder neu angezündet. Beim Tod der Bäuerin wurden die Bruthennen gehoben, die Blumenstöcke am Fenster verrückt und am Rosmarinstock im Hausgarten angeklopft und der Tod der Bäuerin gemeldet.

Das Begräbnis. Der Sarg musste nach dem Volksglauben mit den Füßen voraus aus dem Haus getragen werden, damit die Seele des Verstorbenen nicht mehr zurückkehre. Beigegeben wurden Gegenstände, die ihm als Christenmenschen etwas bedeuteten: der Rosenkranz, vielleicht das abgegriffene Gebetbuch, ein Sterbekreuz aus Holz, Wallfahrtsmedaillen, Mancherorts beklebte man das Innere des schwarz bemalten Sarges mit kleinen Andachtsbildchen zum Schutz des Toten.

kultur des sterbens

Sargträger bei Erwachsenen waren die Männer der unmittelbaren Nachbarschaft, bei ledig Verstorbenen waren es ledige Männer. Der Weg konnte lang sein, etwa von einer abgelegenen Einöde zur Kirche. An bestimmten Stellen wurde der Sarg abgestellt, bei einem Marterl oder einer Kapelle, die den Namen „Totenrast“ hatte. Eine solche hat sich noch auf dem Weg von Traunstein nach Haslach erhalten, am Beginn der Wartberghöhe. Nach dem Requiem erfolgte am Grab die Einsegnung durch den Priester. Wenn der Priester dann ansetzte, für den zu beten, der als Nächster vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen werde, dann kam es schon vor, dass sich alle Augen verstohlen auf einen klapprigen Alten richteten.

Als die Sargbestattung noch nicht üblich war, trug man die Verstorbenen auf dem Bahrbrett zum Friedhof und ließ den in Leinwand eingenähten Leichnam auf dem Brett in das Grab rutschen, woher auch die etwas makabere Bezeichnung „Brettlrutscher“ für einen dem Tode schon nahen Menschen herrührte. Das Einnähen des Leichnams in ein Leintuch besorgte übrigens die sogenannte *Leichennahterin* oder *Seelnonne*. Die sarglose Bestattung sollte die rasche Verwesung des Leichnams fördern, um die beengten Friedhöfe zu entlasten. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Sargbestattung aus gesundheitspolizeilichen Gründen allgemeine Pflicht. Das Bahrbrett, auf dem der Verstorbene lag, wurde mit dem Namen des Verewigten, dem Todesdatum und vielleicht mit einem frommen Spruch versehen und am traditionellen Kirchweg, bei einem Kreuz oder einer Kapelle oder am schattigen Waldrand als Totenbrett aufgestellt. Da der Volksglaube meinte, dass die Seele des Verstorbenen solange keine Ruhe finde, bis das Totenbrett verrottet sei, wählte man eine feuchte Stelle, um den Verfall des Brettes rasch herbeizuführen.



Das Leid äußerte sich in der Trauerkleidung. Vom 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts galt weiß als Trauerfarbe. Wochen nach der Beerdigung trugen Männer am Sonntag eine Trauerbinde am linken Arm. Ab dem 19. Jahrhundert trugen Frauen ein Jahr schwarz. (Aquarell um 1780, Kuenburg Sammlung, Salzburg Museum)

Der Leichenschmaus. An das kirchliche Begräbnis schloss sich der Leichenschmaus an. Bei reichen Bauern konnte der Leichenschmaus 80 und mehr Personen umfassen – und das auf Kosten der Hinterbliebenen, der potenziellen Erben. Mit dem Einladen wurde auch Beziehungspolitik gemacht: Eine Einladung auszuschlagen galt als persönliche Beleidigung, eine angenommene Einladung konnte lange Familienfehden beenden, eine nicht ausgesprochene Einladung dagegen neue Gräben aufwerfen.

Die Trauerzeit. Wie lang eine Trauerzeit dauerte, lässt sich in Fristen kaum angeben. Aber es gab allgemein akzeptierte Zeiträume, die dem Einzelnen mehr oder weniger verbindliche Orientierungen gaben. Früher war die Trauerzeit für nächste Verwandte – Eheleute, Eltern, Großeltern – auf höchstens ein halbes Jahr festgelegt, wobei die Frist eher unter- denn über-

kultur des sterbens

schritten werden sollte, weil damit den Trauernden eine eingeschränkte Aktivität auferlegt wurde: Teilnahme an Lustbarkeiten, an Tanzvergügungen, am Alkoholkonsum. Allerdings: „Hochzeit bricht Klag“, hieß es. Wer „in der Klag“ heiratete, der musste nach Schluss der offiziellen Hochzeitsfeierlichkeiten, also nach dem „Abdank“, den Tanzboden verlassen. Tatsächlich war noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bei nächstverwandten Angehörigen mindestens eine einjährige Trauerzeit üblich, der sich eine ebenso lange „Halbtrauer“ anschloss.

Trauerkleidung. Die Trauer äußerte sich öffentlich in der Trauerkleidung. Vom 14. bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts galt in unserer Gegend als Trauerfarbe Weiß. Noch 1850 wurde in Tengling nahe Waging beim Leichenbegängnis eine weiße Fahne mitgetragen. Der wichtigste Bestandteil der Klagetracht war das Klagetuch für Frauen: ein großes, viereckiges weißes, von weißen Spitzen umrandetes Tuch. Dazu gehörte noch ein spitzer Hut, eine blaue oder weiße gestärkte Haube und ein weißer Schulterkragen. Wir alle können uns erinnern, dass die Männer noch Wochen nach der Beerdigung am Sonntag eine Trauerbinde am linken Arm trugen, Frauen dagegen gingen ein Jahr lang in Schwarz. Wo noch Tracht getragen wurde, verzichtete man auf farbige Elemente, man trug die schwarze Schürze, das schwarze Ärmeljäckchen, die schwarze Haube und schwarze Strümpfe.

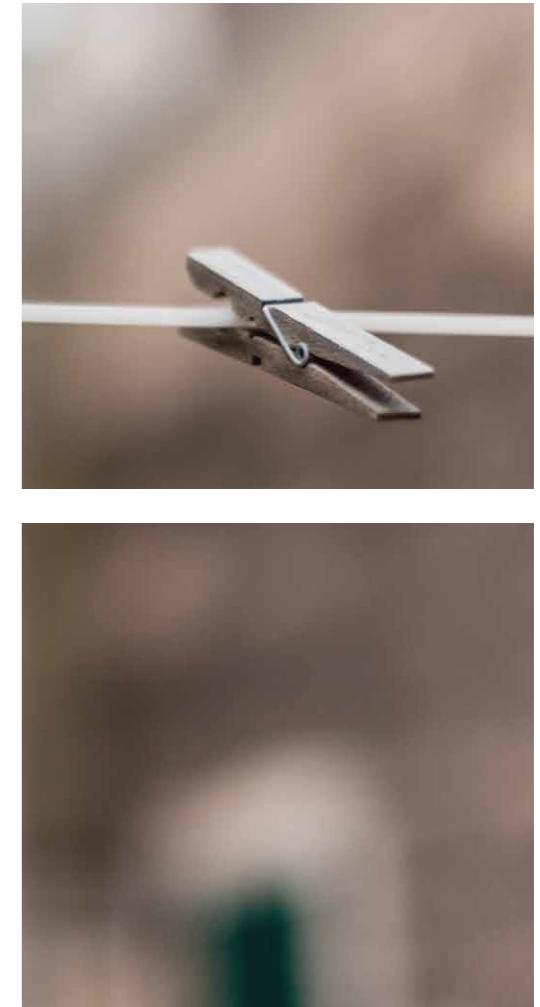
Erinnerung. Das Leben muss weitergehen, aber trotzdem hängt der Mensch ganz individuell an Dingen und Gegenständen, die an die verstorbene Person erinnern. In den früheren Jahrhunderten ließen begüterte Angehörige die Verstorbenen malen, um die Ver-

ewigten im Bilde festzuhalten. Mit dem Aufkommen der Fotografie ließen selbst einfache Leute die Leiche fotografieren, in großen Städten gab es sogar eigene Leichenfotografen. In so manchem Bauernhaus findet sich noch heute im Herrgottswinkel ein Foto vom aufgebahrten Großvater, der wenigstens in der Tischgemeinschaft noch bildlich anwesend sein soll. In einigen Haushalten, mehr jedoch in Museen, findet man alte gerahmte Haarandenken – aus menschlichen Haaren kunstvoll von einem Bader oder Friseur zu kleinen Röslein und Girlanden geformt und geflochten.

Das Geschilderte mag eine heile Welt vermittelt haben, dass das Sterben in der Familie, in der gewohnten Umgebung, in vielen Fällen das Erstrebenswerteste sei. Aber auch früher täuschten hohle Traditionen und rituelle Äußerlichkeiten über das Tatsächliche hinweg. Nicht wenige Austragbauern mussten ihren Austrag juristisch erkämpfen, wurden als lästige Esser abgetan, die nichts mehr leisteten. Am Doktor wurde gespart mit dem Hinweis, es rentierte sich nicht mehr, und so manche Austrägerin starb alleingelassen mit dem stieren Blick auf die niedrige Kammerdecke, während die Angehörigen der Feldarbeit nachgingen und für ein Aufwarten keine Zeit fanden.

Der liebenswerte Maler und Junggeselle Carl Spitzweg, der eigentlich nur das Idyllische dieser Welt im Blick hatte, sinnierte über das unausweichlich Kommende:

*„Oft denk ich an den Tod, den herben,
Und wie am End ich's ausmach?
Ganz sanft im Schlafe möchte ich sterben –
Und tot sein, wenn ich aufwach.“*



Das „letzte Hemd“ – Bekleidung für die letzte Reise

Standen Sie schon einmal vor der Frage, was ziehe ich einem Verstorbenen auf seiner letzten Reise an? Soll es der schönste Anzug sein, das Lieblingskleid oder der bequeme Jogginganzug? – Würdig seinen Weg zu Ende gehen zu können und darüber hinaus achtsam und liebevoll behandelt zu werden, wünschen sich viele Menschen. Zu diesem Thema fand sich folgende Geschichte in der deutschen Hospizzeitschrift „hospiz wissen“.

Das Totenhemd meiner Urgroßmutter. Meine Urgroßmutter wurde 1877 geboren. Sie wurde hundert Jahre alt. Als ich geboren wurde, war sie achtzig. Schon zu ihrer Hochzeit bekam sie ein Totenhemd geschenkt. Das war damals in der bäuerlichen Dorfgemeinschaft so üblich. Als Kind hat mich dieses Totenhemd immer fasziniert. Oft, wenn ich meine Urgroßmutter in ihrem Wohnbereich besuchte – wir lebten auf einem Bauernhof in einer Großfamilie mit vier Generationen –, fragte ich sie danach. Gerne zeigte sie es mir und sie sprach in einer ganz unbefangenen und heiteren Weise vom Tod. Als ich ungefähr zehn Jahre

alt war, „beauftragte“ sie mich, dafür Sorge zu tragen, dass ihr das Totenhemd auch angekleidet wurde, wenn sie gestorben war. Sie befürchtete, ihre Tochter, meine Großmutter, könne mit „neumodischem Kram ihre Leiche verhunzen“.

Die Besichtigungen dieses Totenhemds und die Gespräche darüber wurden zu einem Geheimnis zwischen mir und meiner Urgroßmutter. Meine Mutter fand es gar nicht gut, dass sie so oft mit mir über Tod und Sterben sprach.



kultur des sterbens

Den letzten Wunsch eines Menschen erfüllen zu können, kann eine Hilfe in der Bewältigung des Abschiednehmens sein.



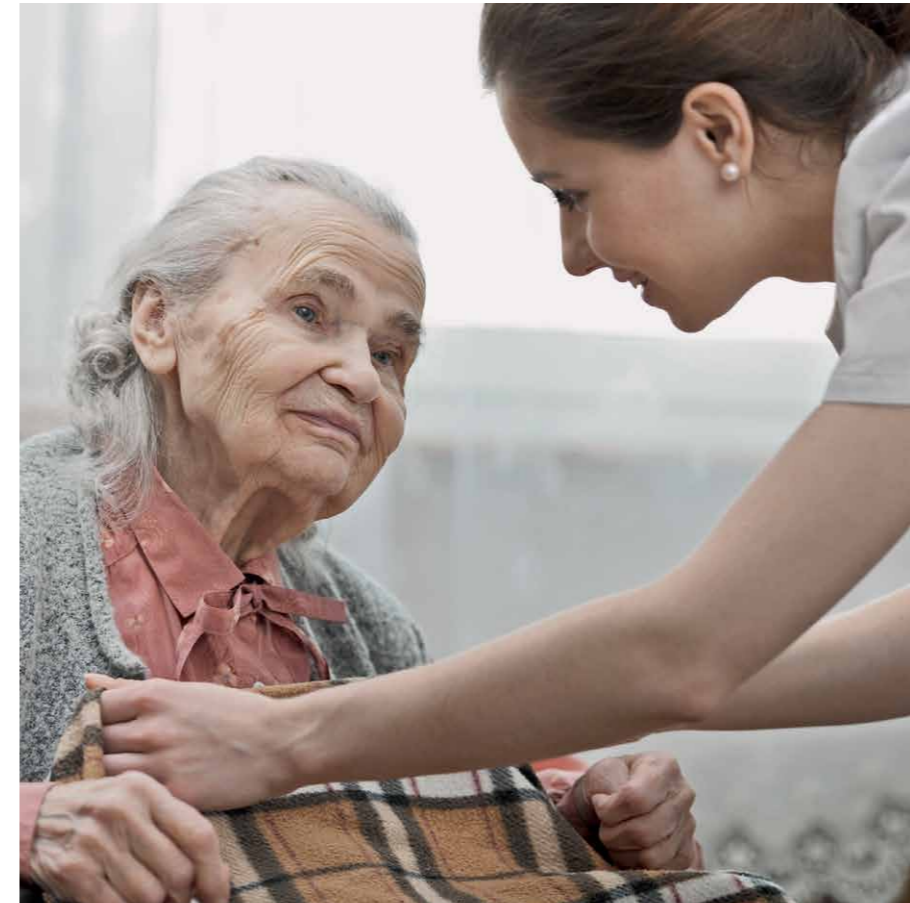
..... Eines Tages, ich war ungefähr zwölf oder dreizehn Jahre alt, hatten wir wieder eines unserer „Sterbegespräche“ und schauten das Totenhemd an. Sie fand, dass es an der Zeit war, dieses Totenhemd, das nun siebzig Jahre im Schrank gelegen hatte, zu reinigen. Sie könne doch nicht ein schmutziges, staubiges Hemd anziehen und so bei ihrem Balthasar, ihrem Mann, der schon seit 30 Jahren tot war, im Himmel erscheinen. Da müsse sie sich ja schämen.

In dieses Hemd waren Perlen eingestickt, die gleichen wie in ihrer bäuerlichen Hochzeitskrone, die ebenfalls in ihrem Schrank aufbewahrt wurde und die auch immer Gegenstand meiner Neugier war. Wegen dieser Perlen konnte es nicht gewaschen werden. Sie fand, es müsse in die Reinigung. In unserem Dorf gab es aber noch keine Reinigung und so sollte ich es mit nach Gießen nehmen, wo ich aufs Gymnasium ging.

Die Notwendigkeit sah ich ein, aber mir war nun doch etwas mulmig zumute. Da ich jedoch meine Urgroßmutter liebte und irgendwie auch das Totenhemd, das uns all die Jahre so schöne und geheimnisvolle Gespräche beschert hatte, nahm ich es mit nach Gießen.

In der Reinigung wollte ich es ganz schnell hinter mich bringen: Ich legte es auf den Ladentisch ohne viele Worte und wollte den Abholzettel entgegennehmen. Die Angestellte faltete es auseinander und meinte, Nachthemden müssten doch nicht gereinigt werden. Das Totenhemd als Nachthemd zu bezeichnen fand ich eine Kränkung und schulmeisternd klärte ich sie auf: das sei ein Totenhemd. Darauf schrie sie entsetzt den ganzen Laden zusammen. Nun standen alle um mich herum und starrten auf das Hemd. Fassungslos darüber, dass es so etwas noch gäbe, und dass man ein Kind damit herumschicke und belaste.

Ich konnte das nicht verstehen und war ebenfalls fassungslos. Bisher war ich davon ausgegangen, dass zumindest alle alten Leute so ein Totenhemd besäßen. Letztendlich wurde es gereinigt. Wie einen Schatz trug ich es nach Hause und dort wanderte es wieder in den Schrank meiner Urgroßmutter. Als sie mit hundert Jahren starb, konnte ich ihr am Sterbebett versichern, dass ich ihr das Totenhemd anziehen würde. Das habe ich getan und die Hochzeitskrone habe ich ihr auch mit in den Sarg gegeben. Das hätte ihr gefallen. Ihrem Balthasar wahrscheinlich auch. ■



Erfahrungen aus der Schulungspraxis

Seit Herbst letzten Jahres ist das Projekt HPCPH (Hospiz- und Palliativcare in Pflegeheimen) ein wichtiges Thema im Bundesland Salzburg. Mehrere Heime haben sich dazu entschlossen, einen Prozess der Organisationsentwicklung zu starten, um den Hospizgedanken in den Ablauf und die Grundsätze des Betreuungsalltags zu implementieren. Teil davon ist eine Mitarbeiterschulung, an der bis zu 80% der gesamten Belegschaft eines Heimes teilnehmen.

Anhand der „Storyline-Methode“ wird die Geschichte einer fiktiven Heimbewohnerin oder eines Heimbewohners samt Angehörigen und Betreuungsperson von der Aufnahme bis nach dem Versterben durchwandert. Hospizhaltung und Maßnahmen von Palliative Care werden in die verschiedenen Abschnitte einbezogen, für die spezifische Heimsituation adaptiert und im gesamten Team weiter entwickelt. Der Schulung liegt ein von Dr. Marina Kojer und Ulf Schwänke erarbeitetes Curriculum zugrunde. Sie wird von speziell ausgebildeten Moderator/innen begleitet. Das Seniorenheim Abtenau begann im Herbst vergangenen Jahres mit der Schulung seiner Mitarbeiter/innen. Im heurigen Jahr werden weitere folgen. Die ersten Erfahrungen aus der Praxis beschreiben die HPCPH-Moderatorin und Psychologin

Dr. Helga Schloffer und DGKS Angela Kirchgatterer, Leiterin des Seniorenwohnheims Abtenau, im Interview mit Mai Ulrich.

Frau Kirchgatterer, warum haben Sie sich für das HPCPH-Projekt in Ihrem Haus entschieden?

Kirchgatterer: In unserer Arbeit werden wir täglich mit Sterben und Tod konfrontiert. Es gibt herausfordernde Situationen mit vielen Beteiligten, die es schwer machen, ethische Entscheidungen so zu treffen, dass alle Betroffenen diese mittragen können. Bei der Mitarbeit am Buch „Ethik in der Altenpflege“ (Autorin Doris Fölsch, Facultas Verlag) wurde mir bewusst, wie wir immer wieder ins Diskutieren kamen, wann denn der richtige Zeitpunkt für den Beginn der

kultur des sterbens

..... palliativen Pflege sei. Dies war für mich der Anstoß, HPCPH-Schulungen ins Haus zu holen. Entsprechend unserem Leitsatz soll es durch die Schulungen gelingen, die Haltung in unserem Haus weiter zu verbessern. Ein wichtiger Aspekt erschien mir auch, die ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen dazu einzuladen.

Wie waren die Rückmeldungen aus Ihrem Haus dazu?

Kirchgatterer: Anfangs waren die Mitarbeiter/innen über die ungewohnte Form der „Storyline-Methode“ irritiert. Doch bereits nach kurzer Zeit konnten sie die erweiternde Sichtweise dieser Unterrichtsform erkennen. Ein Mitarbeiter hat mir rückgemeldet: „Ich habe es so toll gefunden, dass wir, dank der aktiven Zusammenarbeit verschiedener Berufsgruppen, so viele Blickwinkel beleuchtet haben.“ Mir selbst ist besonders aufgefallen, dass die von den Teilnehmer/innen gestaltete Person mit sehr viel Respekt und Würde behandelt wurde.

Die Bedeutung der Familie und des sozialen Hintergrunds wurden durch diesen methodischen Zugang richtig lebendig und spürbar für die Teilnehmer/innen. Eine ehrenamtliche Mitarbeiterin meinte dazu: „Es ist mir so bewusst geworden, wie viel dieser besondere Lebensabschnitt der Bewohnerin auch mit mir zu tun hat. Ich fühle mich richtig gestärkt, sie weiter zu begleiten. Ich bin sehr dankbar, dass ich durch diese Schulung die Möglichkeit bekommen habe, mich mit diesem wichtigen Thema auseinanderzusetzen.“

Eine Mitarbeiterin aus der Bereichsleitung hat mir rückgemeldet: „Ich hab mich dabei erwisch, dass mir die Ordnung im Wohnbereich immer sehr wichtig war. Wenn ich mich um das Wesentliche annehme, damit sich die Bewohnerin/der Bewohner wohl fühlt, rücken diese Themen in den Hintergrund.“

Wie wird es in dieser Hinsicht für das Abtenauer Seniorenheim weitergehen?

Kirchgatterer: Die Erkenntnisse dieser Schulung erleichtern es uns, Prioritäten zu setzen, um im richtigen Augenblick für unsere Bewohner/innen und deren Angehörige dazusein. Die unterschiedlichen „Gesichter des Alters“ werden immer besser erkannt. Wir befinden uns auf einem gemeinsamen Weg, den wir mit gegenseitigem Respekt, Würde und Professionalität beschreiten.

Was ist dein persönlicher Zugang zu dieser Referentinnen- bzw. Moderatorinnenrolle?

Schloffer: Die Lebensqualität hochbetagter, chronisch kranker, durch Demenz veränderter Menschen und deren Angehöriger zu optimieren, erfordert viel Achtsamkeit, um Betroffenen auf einer emotionalen Ebene begegnen zu können und sie behutsam zu begleiten.

Gemeinsam Situationen zu diskutieren und in einer nicht wertenden Haltung, zu fragen, wie es im Moment ist – die Verwirrtheit, die Angst, die eigene Unsicherheit –, ist mir ein Anliegen und so kam diese Schulung „gerade recht“, um in diesem Themenbereich im Austausch mit Kolleginnen und Kollegen auch das eigene Wissen und den eigenen Horizont zu erweitern.

Was ist für dich das Besondere an dieser Schulung?

Schloffer: Das Besondere an der Schulung ist der Anspruch, die palliative Haltung allen Berufsgruppen in den Heimen bewusst zu machen und sich in Pflege und Betreuung von dieser Haltung leiten zu lassen. Die Durchmischung der Teilnehmer/innen, die aus ganz unterschiedlichen Arbeitsfeldern kommen, erlaubt das Aufzeigen verschiedener Perspektiven zu den Themen Altern und Sterben.

kultur des sterbens

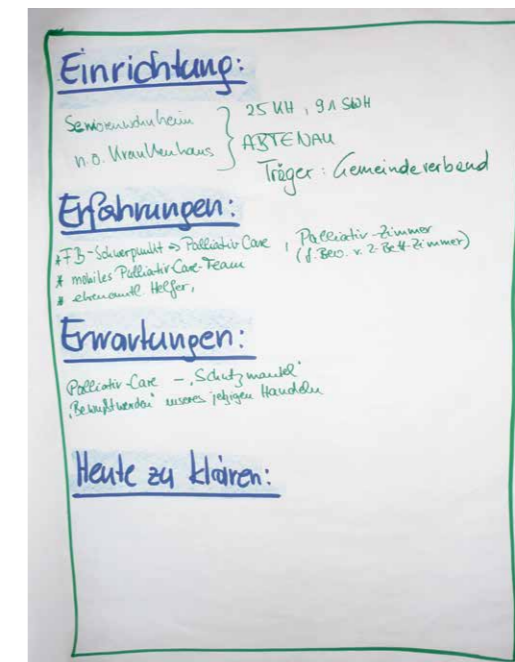
Bereichernd ist die Moderation im Team aus verschiedenen Berufsalltagen heraus. Sie entlastet und lässt es zu, die Gruppe und deren Bedürfnisse aus unterschiedlichen Blickwinkeln wahrzunehmen.

Wie hast Du die bisherigen Schulungen erlebt? Gab es überraschende Erfahrungen bzw. Erkenntnisse?

Schloffer: Die beiden Schulungen im Seniorenheim Abtenau zeigten mir, mit wie viel Engagement und Emotion die Teilnehmenden das Thema Lebensqualität in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellen wollen. Angenehm war die offene Diskussion nicht nur über fachliche Themen, sondern auch über die eigene Befindlichkeit und die Schwierigkeiten mit dem Thema „Sterben“ umzugehen. Der Wissensstand bezüglich Schmerztherapie in medikamentöser wie auch nicht-medikamentöser Hinsicht, war bereits weit fortgeschritten. Fragen tun sich aber immer wieder auf und es ist wertvoll, einen Raum zu haben, diese zu diskutieren. Ein nach wie vor bewegendes Thema ist auch „Demenz“, vor allem das veränderte Verhalten, dem nur auf der Gefühlsebene, meist ohne „übliche Sprache“, begegnet werden kann.

Was ist Dein Resümee?

Schloffer: Die Schulung als Anstoß, sich mit der eigenen Vergänglichkeit und damit mit eigener Trauer zu beschäftigen, die Versorgung chronisch kranker Menschen und deren Sterben zu hinterfragen, neue fachliche Erkenntnisse zu gewinnen, auf sich und die eigenen Bedürfnisse zu horchen – das sind Bereiche, die regelmäßig diskutiert und bearbeitet werden sollten. Gerade der Aspekt „care for caregivers“, also „Wie Sorge ich als Sorgende/r gut für mich selbst“, müsste noch ausgebaut werden. Wir haben versucht, dem in den Schulungen ebenfalls Raum zu geben: die Verarbeitung von familiären Todesfällen, adäquates



Gemeinsam erarbeitet das Team palliative Haltung und Maßnahmen in der Betreuung von Heimbewohner/innen vom Zeitpunkt der Aufnahme bis nach dem Versterben.

Stressmanagement, das eigene Anspruchsniveau, eigene Ziele und nicht zuletzt Teamwork und Delegationen stehen da im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Wenn auch die Bedürfnisse der Pflegenden mehr in den Fokus gerückt werden, dann kann die Schulung ein Forum sein, Ängste und Befürchtungen anzusprechen und voneinander Strategien im Umgang mit heiklen Themen, wie Abschied und Tod, zu lernen. Daraus würde eine regelmäßige psychische Entlastung resultieren, denn das Sterben und auch die jahrelange Pflege chronisch kranker Menschen gehören zwar in ein Pflegeheim, doch Gewöhnung in dem Sinne findet nicht statt und jeder Abschied stellt wieder ein Ereignis dar, das verarbeitet werden muss und gerade auch gemeinsam gut verarbeitet werden kann. ■

Vielen Dank für das Gespräch.



kultur des sterbens

So sagt er über diesen Wandel: „Ich denke heute noch voller Bewegung und Bewunderung an diesen Aufbruch, der verbunden war mit der Entdeckung der Bedeutung der Person des Seelsorgers/der Seelsorgerin für die Aufgabe; daran, dass man anfangs, die eigenen Erfahrungen und das dabei Erlebte mitzuteilen, zu reflektieren und daran zu lernen; dass plötzlich Gefühle eine Rolle spielen durften, dass man sich gekümmert hat um die Weise, wie ein Seelsorger Gespräche führt oder überhaupt kommuniziert; dass psychologische und psychoanalytische Denkweisen nicht mehr als Feinde der Seelsorge, nicht mehr einfach als „Hilfswissenschaften“, sondern als Bereicherung und Blickerweiterung hinzugezogen wurden.“

In einer Podiumsdiskussion wurde deutlich, dass sich die Seelsorge von einer Sakramentenpastoral hin zu einer Gesprächsseelsorge entwickelt hat und sich nach und nach für Laien und „sogar Frauen“ öffnete, wie Pater Stefan Gruber humorvoll betonte. Mit am Podium war Mag. Gabi Treschnitzer, die auch den Hospiz-Lehrgang in den Anfängen mitentwickelt und gestaltet hat. Sie erzählte über ihre Erfahrungen als erste Praktikantin in diesem Bereich im Jahr 1978 und über ihre spätere Mitarbeit an den Richtlinien für die Krankenhauseelsorge, aus der die ab Mitte der 1980er-Jahre in Salzburg erstmals angebotene Ausbildung für „klinische Seelsorge“ hervorging. Alle Podiumsteilnehmer/innen betonten in ihren Statements, dass Seelsorge bedeute, auf Menschen zuzugehen, sie in ihrer Lebenswirklichkeit wahrzunehmen, sie zu fragen, anzuhören und sie auf ihrem eigenen Weg zu begleiten. Das bedeute aber auch als Seelsorger/in,



Prof. Dr. Eckhard Frick sj lehrt Spiritual Care an der Ludwig-Maximilian-Universität München: „Die Integration der spirituellen Dimension in das Behandlungskonzept hat sich als unverzichtbar erwiesen und muss nicht nur von Seelsorgenden, sondern von allen Mitarbeitenden in den Gesundheitsberufen getragen werden.“

40 Jahre Referat für Krankenpastoral

Es waren viele Anstöße für die Pionierzeit der Hospiz-Bewegung, die das Referat für Krankenpastoral hervorbrachte. Am 12. Juni fand im Bildungszentrum St. Virgil die 40-Jahr-Feier des Referates für Krankenhauspastoral der Erzdiözese Salzburg statt, an der zahlreiche haupt- wie ehrenamtliche Mitarbeiter/innen aus Krankenhauseelsorge und Ausbildungsbereich sowie Vertreter der evangelischen Kirche teilnahmen.

„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ (1. Petr 3,15). Bezugnehmend auf diesen Text, betonte der Diözesanreferent für Krankenpastoral und Notfallseelsorge Detlef Schwarz in seiner Begrüßung die Wichtigkeit des Gesprächs wie des Tuns, um von dem Zeugnis zu geben, was die Mitarbeiter/innen in der Krankenhauseelsorge trägt und was sie hoffen lässt.

Im Vortrag „Mitgehen und Dableiben“ ging Pfarrer Peter Frör in eindrucksvoller Weise auf eigene Erfahrungen und Lernprozesse in der Entwicklung der Krankenhauseelsorge ein. Waren die Anfangsstrukturen noch stark hierarchisch geprägt und männlich dominiert, kam gerade in diesem Bereich früh die Erkenntnis, dass der Mensch, der Seelsorger selbst, das Instrument der Seelsorge ist, dass es nicht darum geht, Wege zu weisen, sondern dem anderen, dem Kranken, dem Leidenden als Mensch zu begegnen.

sich selbst zu öffnen, durch Beziehung zu begegnen, sich einzulassen und damit auch verändern zu lassen.

Im Abschlussvortrag „Die Krankenhauseelsorge im interprofessionellen Kontext von Spiritual Care – ein Ausblick“ ging Prof. Dr. Eckhard Frick sj auf die Geschichte des Barmherzigen Samariters ein und betonte die hohe gesellschaftliche Relevanz, dem Kranken und Leidenden „der Nächste“ zu sein. Im Zusammenwirken von Pflege, Medizin, Psychotherapie, Sozialer Arbeit und eben Seelsorge befindet sich Spiritual Care in der Schnittmenge dieser Bereiche. Die Verbindung zwischen allen Professionen sei letztendlich die zutiefst humane Ausrichtung hin zum Patienten, die in Spiritual Care eine neue Wirklichkeit erfahre. ■



Rechte der Eltern und Kinder stärken

Immer wieder entstehen bei der Behandlung von erkrankten Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen Situationen, in denen es schwierig ist, die möglichen therapeutischen Behandlungen unter Einbeziehung aller Standpunkte (Patient/in, Angehörige, Behandlungsteam), sowie der Berücksichtigung aller medizinischen, ethischen und rechtlichen Aspekte festzulegen. Um zu garantieren, dass alle zum Wohle des/der Patient/in angemessenen Entscheidungen getroffen und möglichen Konflikten vorgebeugt werden kann, hat sich eine Arbeitsgruppe von Mitarbeiter/innen des Kinderzentrums, der Patientenvertretung, der Ethik an der Theologischen Fakultät und der Hospiz-Bewegung Salzburg gebildet.

Ziel war, eine Arbeitsunterlage zu entwickeln, die Richtlinien für Gesprächs- und Entscheidungssituationen bietet. Grundlage jeder medizinischen Behandlung ist die Einwilligung des/der urteils- und einsichtsfähigen Patient/in bzw. seines/ihrer gesetzlichen Vertreters nach ärztlicher Aufklärung. Maßstab solcher Entscheidungen ist der Wille des/der Patient/in bzw. deren ermächtigten Vertreter/innen. Wenn ein solcher Wille nicht bekannt ist, muss auf das objektive Wohl des Patienten entsprechend allgemeiner Wertvorstellungen Bezug genommen werden. Eine interdisziplinäre Diskussion mit Beteiligung aller in die Behandlung der

Patient/innen eingebundenen Personen/Fachgruppen ist für eine bestmögliche Betreuung daher erforderlich. Um das Vertrauensverhältnis zwischen dem Behandlungsteam, den gesetzlichen Vertreter/innen eines erkrankten Kindes und den Patient/innen zu stärken, sowie auch Rechtssicherheit zu bieten, wurde ein Vorgehen in drei Schritten entwickelt:

Erstens: Die gemeinsame Erstellung von nachvollziehbaren Therapiezielen.

Zweitens: Die schriftliche Festlegung von Willenserklärungen in Form einer Elternverfügung- oder

Drittens: Die Patientenverfügung durch den/die unmittelbar Betroffene/n selbst.

LEBENSRAUM

Projekt: NEUBAU TAGESHOSPIZ

Endausbau: September 2013

Blatt-Nr. Auftraggeber

002:2013 Hospiz-Bewegung Salzburg

Freut euch drauf!

Im September 2013 zieht das Tageshospiz endlich um: Der Kleingmainerhof an der Morzgerstraße wird verlassen, um in das neue Gebäude zu ziehen. Um neben materiellen sichtbaren Dingen auch „Herz und Geist des alten Tageshospizes“ ins neue Gebäude mitzunehmen, fand sich das Team von ehrenamtlich und hauptberuflich tätigen Mitarbeiter/innen am 25. Juni 2013 im Bildungszentrum St. Virgil zusammen, um sich auf die bevorstehende Veränderung vorzubereiten.

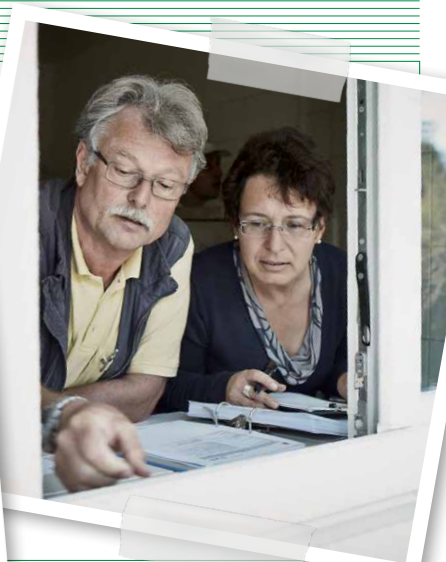
Moderiert von Andrea Gruber, Astrid Leßmann und Mai Ulrich stand der erste Teil der Veranstaltung unter dem Motto: „Das Gute ‚Alte‘ – Was geworden und wertvoll ist.“ Alle Anwesenden reihten sich entlang eines Zeitstranges ein, wann sie mit ihrer Arbeit im Tageshospiz begonnen haben. Aus jedem Jahr, von Beginn 2000 an, waren Mitarbeiter/innen da.

DAS GUTE „ALTE“

Auf einem „Ideenspaziergang“ sammelten schließlich alle Mitarbeiter/innen Ressourcen und Werte des „Alten“, die auf Pinnwänden, nach den vier hospizlichen Dimensionen: der körperlichen, psychisch-emotionalen, sozialen und spirituellen, festgehalten wurden. →



SEITE	INHALT
001	Freut euch drauf!
002	Die vier Dimensionen
003	Neues Tageshospiz vor der Fertigstellung.
004	Ein(e) Richtung mit Sinn.



DIE VIER DIMENSIONEN

→ Zu den **körperlich-materiellen** Annehmlichkeiten gehörten leibliches Wohl, gute Küche, ärztliche und pflegerische Betreuung sowie gemütliche Sessel, Düfte, Decken, Wärmeflaschen, Atmosphäre, Massagen und Bäder. Fortbildungen waren hier genauso wichtig wie Herzlichkeit, Offenheit, Achtsamkeit, ein Stück weit „Zuhause“ angenommen und geschätzt sein.

Für die **seelisch-emotionalen** Erfahrungen, wie Lachen, Weinen, Humor, Schmerz, Leid, Wut, Angst, Freude, Dankbarkeit und Zuversicht, war immer Platz.

Im **sozial-kulturellen** Bereich kamen der Gemeinschaft, dem Wir-Gefühl, der Zusammenarbeit, dem Voneinanderlernen, Aufeinanderschauen und Einanderseinlassen, aber auch Gesprächen, dem gemeinsamen Essen, Feiern, Gedenken und Lernen eine besondere Bedeutung zu.

Der **geistig-spirituelle** Aspekt beinhaltete: Gelebte Achtsamkeit, Haltung der Wertschätzung und des Respekts, Anerkennung der menschlichen Individualität, Zuversicht ins Leben, Glaube und Vertrauen, Rituale, Gedenkfeiern, spiritueller Beistand aus den unterschiedlichen Religionen und Zugangsweisen ebenso wie Begegnungen ohne Worte.

DAS GUTE „NEUE“

Im zweiten Teil widmeten sich die Mitarbeiter/innen den künftigen Aufgaben: „Das gute „Neue“ – Wünsche und Visionen sichtbar machen.“ Alle Teilnehmer/innen hatten nun die Möglichkeit, ihren Ideen Ausdruck zu verleihen. Collagen entstanden und einige widmeten sich der szenischen Darstellung. Die Ergebnisse wurden in ein gezeichnetes Haus eingefügt.

Immaterielle Wünsche waren ebenso vorhanden wie ein Klavier, Behandlungsliegen, gutes Essen, Gartenstühle, Blumen, Seminarausstattung sowie ein Raum der Stille für Rückzug und stilles Gebet, Vertrauen, Herzlichkeit und Wärme. Die Spielszene brachte mit viel Humor die anstehenden Umbrüche, aber auch den Halt in der Gemeinschaft zum Ausdruck und machte so die Zuversicht aller deutlich.

Gefestigt und ermutigt, gemeinsam in etwas Schönes und Spannendes weiter zu gehen, knüpften alle an einem Netz und traten über eine symbolische Schwelle ins neue Tageshospiz, in den neuen Lebensraum. Ein Satz aus einer Collage bekräftigte diesen Schritt und brachte die gelungene Veranstaltung zum treffenden Abschluss: „Freut euch drauf!“

Neues Tageshospiz vor der Fertigstellung.

Nach gelungenem Umbau wurde am 22. Juli 2013 das neue Tageshospiz unter dem Generalübernehmer STRABAG von der gswb an die Hospiz-Bewegung Salzburg übergeben. Um aus dem Gebäude ein zukunftsweisendes neues Kompetenzzentrum für Hospizarbeit zu gestalten, ist derzeit das bedarfsgerechte Ausstatten in vollem Gange.

Die beauftragten Firmen arbeiten eng zusammen, um sowohl für Patient/innen als auch Mitarbeiter/innen der Hospiz-Bewegung Salzburg einen neuen Ort der Lebensfreude zu errichten. Auf Basis der Beratung von Humanomed und der Möblierungsplanung durch Hartwig Meisslitzer wird die Möblierung durch die Tischlerei Gollackner umgesetzt. Mit der Küche und allem, was dazugehört, wurde a&g Franke beauftragt. Medizintechnische und sanitäre Ausstattungen, wie Patientenlifter oder Metallmöbel, werden von den Firmen Mediadent und Maierhofer installiert. Die Lichtplanung durch Molto Luce wird von der EAV GmbH umgesetzt, die nötigen Installationen von der Firma Urdl vorgenommen.

Neben Behandlungs- und Pflegeräumen, bedarf es natürlich auch eines Speisesaals, eines großen Kommunikations- und Begegnungsraumes, eines „Raums der Stille“, sowie Personalräume für die Mitarbeiter/innen und Büros der Landesleitung der Hospiz-Bewegung Salzburg. Mit dem Anna-Radauer-Saal im Dachgeschoss des Gebäudes steht künftig ein adäquater Besprechungs- bzw. Seminarraum zur Verfügung.

Die gute Koordination und Kooperation der Unternehmen lässt der Übersiedelung, die für Ende September 2013 geplant ist, und der offiziellen Eröffnung am 15. November, nichts mehr im Wege stehen.

Die Gesamtbaukosten in Höhe von zwei Millionen Euro wurden eingehalten, auch wenn die zusätzlichen Sicherheitsvorkehrungen für das Mauerwerk – die aufgrund der historischen Bausubstanz des ehemaligen Radauerstalls vorgenommen werden mussten – und die sanitätsbehördlichen Auflagen sehr aufwändig waren. Etwa ein Viertel der Mittel kommt von Land Salzburg und Stadt Salzburg, die restlichen drei Viertel müssen von der Hospiz-Bewegung Salzburg aus Spenden finanziert werden. Und dafür benötigt das neue Tageshospiz weiterhin die tatkräftige Unterstützung vieler.



Ein(e) Richtung mit Sinn.

Ein Leben ohne Sinn ist leer, ein Haus ohne Einrichtung kein Zuhause. Für die optimale Betreuung von schwer kranken und sterbenden Menschen haben wir bereits ein Gebäude errichtet. Nun liegt es an uns allen, dem neuen Tageshospiz eine Seele zu verleihen.

Eine große Herausforderung stellt die entsprechende Atmosphäre dar, durch Möblierung und fachspezifische Ausstattung, aber auch durch die Gestaltung der Außenanlage. Denn diese muss von der Hospiz-Bewegung in Auftrag gegeben und finanziert werden. Medizinisch-technische Ausstattungen, wie Patientenbetten, Untersuchungsliegen, Sauerstoffkonzentratoren und Pflegehubwannen sind notwendig für die tägliche medizinische und pflegerische Sorge um unsere schwer kranken Besucher/innen. Ruhestühle, Matratzen sowie sämtliche Geräte der technischen Ausstattung – ja sogar Vorhänge, Bettüberzüge, Hängeschilder – stehen auf der Liste der erforderlichen Einrichtung. Auch auf Kleinigkeiten ist dabei nicht zu vergessen!

finanziert. Mit dem Kauf eines Einrichtungspakets im Wert von 50, 500 oder 5.000 Euro unterstützen Sie die Hospiz-Bewegung Salzburg dabei, dem Haus ein „Innenleben“ zu schenken. Die Kosten für Möblierung und Ausstattung belaufen sich auf 495.000 Euro. Jeder Baustein trägt dazu bei, Schwerstkranke bestmöglich betreuen zu können und ihnen eine bessere Lebensqualität auf dem letzten Stück ihres Weges zu ermöglichen.

Bitte unterstützen auch Sie die Verwirklichung der neuen Heimstätte mit dem Kauf eines Bausteins. Infos unter 0662/82 23 10 und www.hospiz-sbg.at

500.000 EURO BIS ZUM ZIEL

Allein für Tischlerarbeiten muss die Hospiz-Bewegung Salzburg, trotz großem Entgegenkommen, gut 100.000 Euro aufbringen. Mittels Spendenaktion wird die Einrichtung des neuen Tageshospizes

SPENDENKONTO	
BANK	Salzburger Sparkasse
BLZ	20404
KONTO	1900195362
Spenden sind steuerlich abzugsfähig unter der Registrierungsnummer SO 1366 des Bundesministeriums für Finanzen.	

HOSPIZ

HOSPIZ BEWEGUNG Salzburg

In Partnerschaft mit
Caritas

kooperation

Therapiezielfindung. Die Möglichkeiten für die weitere Behandlung können mittels Therapiezielfindung abgeklärt und über das konkrete medizinische Vorgehen ein Einvernehmen zwischen Patient/in, Eltern bzw. gesetzlichen Vertreter/innen und Behandlungsteam herbeigeführt werden.

Die in einem interdisziplinären Behandlungsteam definierten Therapieziele werden in einem Gespräch mit Eltern/gesetzlichen Vertreter/innen und – soweit dem Entwicklungsstand entsprechend möglich – dem Kind, besprochen, um verständlich und transparent über Erkrankung, Prognose und medizinische Behandlungsmöglichkeiten aufzuklären.

Alle Beteiligten sollen die Möglichkeit haben, ihre Einschätzung der Situation und der Behandlungsoptionen einzubringen, um zu einer gemeinsamen Entscheidung zu kommen. Durch einen solchen Konsens können Unsicherheiten und Konflikte vermieden werden. Die Therapiezielfindung versteht sich dabei als Prozess, der durchlaufen und vom interdisziplinären Behandlungsteam begleitet wird. Die Ergebnisse des Gesprächs sind schriftlich festzuhalten, um im Krisenfall die Durchführung oder Nichtdurchführung von Maßnahmen zu belegen.

Elternverfügung. Der Wille der Eltern bzw. gesetzlichen Vertreter/innen kann schriftlich in Form einer Elternverfügung festgehalten werden. Dies gilt vor allem auch bei einem Abweichen des Elternwillens von der medizinischen Meinung.

Patientenverfügung. Patient/innen über 14 Jahre dürfen ihren Willen bereits in Form einer Patientenverfügung festhalten, wenn sie urteils- und einsichtsfähig sind, dies freiwillig und ernsthaft erklären und

diese höchstpersönlich errichten. Wie allgemein durch das Patientenverfügungsgesetz festgelegt, kann dies in Form einer beachtlichen und verbindlichen Patientenverfügung geschehen. Die drei Schritte der Therapiezielfindung, der Eltern- und gegebenenfalls der Patientenverfügung sollen den behandelnden Arzt/innen und dem Behandlungsteam ermöglichen, ihre Verantwortung für eine angemessene Therapie noch besser wahrnehmen zu können und in Notfallsituationen dem Willen des/der Patient/in entsprechend auf medizinische Maßnahmen zu verzichten.

Eine weitere Arbeitsgruppe von Mitarbeiter/innen des Kinderzentrums, der Kinderkrankenpflege, Kinderkrebshilfe, Lebenshilfe, Caritas und Hospiz-Bewegung widmet sich derzeit der Hospiz- und Palliativversorgung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, um auf breiter Basis und anknüpfend an bestehende Strukturen, ein Konzept für das Bundesland Salzburg zu entwickeln. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den ambulanten Strukturen, für die neue Vernetzungsformen geschaffen werden sollen. Die Herausforderungen sind vielfältig, da es große Unterschiede in den Versorgungsbedürfnissen zwischen den Altersgruppen sowie ein deutliches Stadt-Land-Gefälle gibt. Viele unterschiedliche Ansprechpartner und mangelnde Entlastungsmöglichkeiten für Eltern und Geschwister erschweren die Situation. Ein Schwerpunkt wird auf die fachliche Ausbildung für Kinderhospiz- und Palliativarbeit gelegt werden. Viele dieser Entwicklungen sind nach wie vor auf Privatinitiativen angewiesen. Umso wichtiger ist es, hier auch Unterstützung durch Politik und öffentliche Hand zu bekommen. ■

„ Mittels Therapiezielfindung können die Möglichkeiten für die weitere Behandlung abgeklärt werden.“

benefizkonzert



Symphonische Meisterwerke Ludwig van Beethovens

Zwei Meilensteine des Konzertrepertoires stehen im Mittelpunkt des Benefizkonzertes zugunsten der Hospiz-Bewegung Salzburg. Der Abend dreht sich ausschließlich um das orchestrale Schaffen Ludwig van Beethovens und setzt zwei Werke auf das Programm, die bei aller Popularität gegensätzlicher und zukunftsweisender nicht sein könnten. Was hinter den Werken steht, verrät Oswald Panagl.

Violinkonzert op. 61. Das Violinkonzert op. 61 aus dem Jahr 1806 gilt heute als das Gipfelwerk des Genres. Doch war ihm der strahlende Erfolg keineswegs in die Wiege gelegt. Kritiker der Uraufführung vermissten den virtuellen Effekt, tadelten die symphonische Struktur des Stücks, in dem die Geige zeitweise wie eine „Prima(ria) inter pares“ wirkte und sich nicht genügend von ihrer instrumentalen Umgebung abhob. Beethoven selbst schuf später eine Klavierfassung des Konzerts, der spontan größere Zustimmung zuteil wurde als dem Original. Erst der große Violinist Joseph Joachim, persönlicher Freund und musikalischer Partner Johannes Brahms', verschaffte der Komposition Jahrzehnte später jene unumstrittene Geltung, die bis heute anhält. Seine Kadenz zum ersten Satz, die neben geigerischem Können auch besondere Vortragskunst voraussetzt, wird bis heute von vielen Solisten bevorzugt.

Anders als das Piano forte ist die Violine – wie auch das Violoncello als tiefer gestimmtes Geschwister – ein Orchesterinstrument, was allein schon die Einbeziehung in den Ensembleklang nahelegt. Im Übrigen ist die Ableitung des Wortes *Konzert* von lat. *concertare* im Sinne eines Wettstreits der Stimmen nicht die einzige sprachliche Erklärungsmöglichkeit. Eine alternative Etymologie setzt bei *concentrare* (von *cantare*) an und betont demnach eher das Zusammenspiel. Gerade im Genre der Violinkonzerte hat das Beispiel Beethovens Schule gemacht und in einer Reihe von Werken weitergewirkt. Das Pendant von Johannes Brahms (op. 77) etwa überträgt im lyrischen Mittelsatz der Oboe die Rolle des melodieführenden Instruments. Und im analogen Werk von Hans Pfitzner (op. 34) schweigt die Violine im langsamen Teil überhaupt. Beethoven hat sich für dieses große Konzert durch eine Reihe anderer Kompositionen für das

benefizkonzert

Instrument Geige profiliert: durch einige Sonaten (u.a. die „Frühlingssonate“ und die „Kreutzer-sonate“) sowie die beiden bekannten Romanzen für Violine und Orchester (op. 40 und 50).

Die „Schicksalssymphonie“. Beethovens großes Orchesterwerk in c-moll (op. 67) firmiert trotz – oder sogar wegen – des kolportierten, aber unbewiesenen Ausspruchs des Komponisten über das markante Anfangsmotiv („So pocht das Schicksal an die Pforte!“) beim breiten Publikum unverdrossen unter dem Namen „Schicksalssymphonie“. Zu beliebt sind nun einmal griffige Titel, welche die Bezugnahme erleichtern und Assoziationen erwecken: Man denke nur bei demselben Komponisten an die „Mondscheinsonate“, die „Pastorale“ oder das „Geistertrio“. Im besonderen Fall ließe sich das „Schicksal“ Beethovens in dieser Lebensphase durchaus handfest deuten: als Instanz für sein Hörleiden, als Ursache gescheiterter Liebesbeziehungen oder als trotziges Aufbegehren gegen politische Ereignisse. Die letztere Interpretation mag sogar zutreffen, wenn man etwa einen Bezug zur dritten Symphonie, der „Eroica“, herstellt. In beiden Fällen bietet sich, gestützt auf glaubwürdige Äußerungen

und verbürgte Sachverhalte, eine Auseinandersetzung mit Napoleon Bonaparte an. Der einstige Hoffnungsträger hat den revolutionären Idealisten Beethoven herb enttäuscht, als er sich zum Kaiser krönen ließ und einen maßlosen Eroberungskrieg anzettelte, der auch das kreative Milieu Wiens in Mitleidenschaft zog.

Beethovens fünfte Symphonie, um die der Komponist von 1804 bis 1808 unermüdlich gerungen hat, ist strukturell in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Durch den knappen, gedrungenen Kopfsatz, die Variationsform des zweiten Abschnitts, das unwirsche Fugato im Trio, die Überleitung zum Finale und am Schluss einen Jubel in C-Dur, der als ‚endbetonte‘, fast teleologische Bauform für Generationen von Komponisten zum Vorbild wurde. Es ist daher kein Wunder, dass kein Geringerer als E.T.A. Hoffmann dem Stück einen noch heute lesenswerten Aufsatz gewidmet hat, der im Stile der Zeit musikalische Formanalyse mit hohem Deutungsanspruch verbindet. Abseits wohlfeiler Erklärungsmuster ist dieses Stück für sich zum beispielhaften Vertreter der Gattung Symphonie gediehen – oder wie der moderne Kulturjargon zu sagen pflegt: zum „ultimativen Referenzwerk“. ■



Benefizkonzert zugunsten der Hospiz-Bewegung Salzburg

Ludwig van Beethoven, Violinkonzert in D-Dur, op. 61, 5. Symphonie in c-Moll, op. 67

Termin/Ort:
9. November 2013, 19:30 Uhr in
der Großen Aula der Universität Salzburg

Mitwirkende:
Philharmonie Salzburg unter
der Leitung von Elisabeth Fuchs
Christine-Maria Höller, Violine

Kartenvorverkauf:
Zu 36 und 26 Euro bei:

Hospiz-Bewegung Salzburg
Telefon 0662/82 23 10
E-Mail: info@hospiz-sbg.at

Kartenbüro Polzer
Telefon 0662/84 65 00
E-Mail: office@polzer.at



Auch beruflich eine Begegnung von Mensch zu Mensch

Heike Geyer war seit August 2000 – fast seit der Eröffnung des Tageshospizes – als Palliativkrankenschwester tätig. Nach ihrem Ausscheiden im Juli dieses Jahres blickt sie nun zurück auf eine lange Zeit, die geprägt war von einem Grenzgang zwischen Weinen und Lachen, Mitfühlen und Mitgehen und der Gewissheit, im Team Heilsames und Hilfreiches für die Betroffenen und ihre Familien auf den Weg gebracht zu haben.

Dein Weg in die Hospiz- und Palliativarbeit hat ja bereits lange vor der Zeit im Tageshospiz angefangen.

Geyer: Ja, mein Weg als Krankenschwester hat auf der Intensivstation im Krankenhaus Freilassing begonnen. 1994 wurde der Hospizverein Berchtesgadener Land gegründet und da ich durch die Begleitung einer sehr lieben Freundin in schwerer Krankheit bis hin zu ihrem Tod sehr für das Thema Sterben und Hospiz sensibilisiert war, habe ich mich da gerne eingebracht. Nach einer Hospizausbildung durch Hildegard Völcker, Psychotherapeutin der Beratungsstelle der Diakonie, habe ich ehrenamtlich im Verein mitgearbeitet und bis 2001 unter anderem einen Patienten mit ALS (Amyotrophe Lateralsklerose) intensiv begleitet.

Zugleich wurde ich immer unzufriedener mit dem System Krankenhaus und war auf der Suche nach einem Arbeitsfeld, das meinem Wunsch, Menschen als Mensch zu begegnen und in schwerer Krankheit und im Sterben zu unterstützen, entgegenkam.

Was oder wer hat Dich auf das Tageshospiz gebracht?

Geyer: Unsere Tageshospizärztin Dr. Irmgard Singh, meine Kollegin im Hospizverein, dem sie als Obfrau einige Jahre vorstand, hat mir von der bevorstehenden Eröffnung des Tageshospizes berichtet und mir vorgeschlagen, mich da zu bewerben. In der Zwischenzeit hatte ich den Grundkurs für Palliative Care in Köln besucht – eine derartige Ausbildung gab es

damals in Österreich noch nicht – und so konnte ich zum 1. August 2000 als Palliativkrankenschwester im Tageshospiz anfangen.

Wie würdest Du die ersten Jahre beschreiben?

Geyer: (Sie lacht) Nicht nur wir Mitarbeiter/innen waren neu im Tageshospiz, das ganze Projekt war eine Neuheit und die Aufbauarbeit war geprägt durch ganz grundsätzliche Fragen: Was wollen wir eigentlich, was sind unsere Ziele für die Besucher/innen? Wen nehmen wir auf? Da das Angebot völlig unbekannt war, waren zunächst genug Plätze vorhanden. Umso schwieriger war die Eingrenzung der Besucher/innen auf Menschen mit lebensbedrohlichen, aber nicht chronischen Krankheitsverläufen. Neben Krebserkrankungen waren das zunächst HIV und ALS.

Auch die Haltung zu den Besucher/innen war in unserem besten Willen doch geprägt von Unsicherheit. Darf man einen kranken Menschen mit seinen und unseren Grenzen konfrontieren? Mit der zunehmenden Erfahrung und vielen Gesprächen und Supervisionsstunden wuchsen Klarheit, Qualität unseres Angebots und unsere eigene Reife. Interne Strukturen wurden infrage gestellt, heiß diskutiert und schließlich auch verändert. Die Konfrontation mit Widerständen von verschiedenen Seiten, was durchaus ein Zeichen jeder Pionierarbeit ist, hat uns, neben dem täglichen Ringen um das Wohl unserer Besucher/innen und deren Familien, oft viel Energie und Geduld abverlangt.

Dann wurde es ruhiger?

Geyer: Ja. Die Bemühungen um die umfassende Betreuung der Menschen, die unser Angebot suchten, um bessere Schmerztherapie und gemeinsame Team- und Organisationsentwicklung haben Früchte getragen. Auch in der Herausforderung eines multi-



Die Palliativschwester Heike U. Geyer hat die Arbeit im Tageshospiz über fast 13 Jahre maßgeblich mitentwickelt und geprägt.

professionellen Zusammenarbeitens und eines wertschätzenden und gedeihlichen Miteinanders von ehren- und hauptamtlichen Mitarbeiter/innen haben wir alle sehr viel gelernt und manchen Wachstumsprozess durchlebt. Wenn dies auch nicht immer leicht war, bin ich heute ungemein dankbar dafür.

Woran erinnerst Du Dich besonders gern?

Geyer: Da gibt es unzählige Begebenheiten, an die ich immer wieder gerne denke: Gespräche, Feiern, gemeinsame Unternehmungen und Ausflüge, den alljährlichen Hospizflohmarkt. Im Sozialbereich lernt man als eines der ersten Dinge, wofür man alles Verantwortung zu tragen hat und wie zu beurteilen ist, was gut für andere Menschen ist, oder wovon man glaubt, dass es gut für sie ist. Andererseits hatten wir den hohen Anspruch an uns, die Wünsche und die Autonomie unserer Patient/innen anzuerkennen und zu verteidigen, zumindest theoretisch. Ein besonders eindrucksvolles Erlebnis war eine Besucherin, Frau S., die vor ca. acht Jahren bei uns war. Aus unserer Sicht war sie nicht mehr in der



aus der hospizbewegung

Bei Ausflügen, Festen und gemütlichem Beisammensein mit den Tageshospizbesucher/innen brachte Heike Geyer, neben all ihren anderen Kompetenzen, viel Humor ein und sorgte für manch wohlthuende Auflockerung im Hospizalltag.



..... Lage, alleine zu Hause zu leben. (*Sie lacht*) Nun standen wir vor einer echten Herausforderung. Frau S. war es am wichtigsten, neben allen Behandlungen und aller Zuwendung, alleine zu Hause leben zu bleiben. „Wenn ich stürze, wird mich schon wer finden“, sagte sie. „Meine Kinder und Nachbarn kümmern sich ja regelmäßig um mich. Und ihr seid auch noch da.“ Das hat uns gelehrt, dass es wirklich nicht um unsere Wünsche und Besorgnisse geht, sondern um die Wünsche und Überzeugungen der Betroffenen und dass sie ein Recht haben, ihr Leben zu leben und ihren Weg zu gehen, wie sie es wollen.

Was hast Du für Dich im Speziellen gelernt und gewonnen?

Geyer: Genau diesen Respekt und die Achtung vor dem Anderssein des anderen, seinen/ihren Wünschen, Eigentümlichkeiten und vor der Selbstverantwortung jedes Menschen. Die Frage blieb und wurde von uns mehr und mehr gestellt: Was will die/der Betroffene und ihre/seine Familie wirklich? Und diese Wünsche wirklich anzuerkennen und zu unterstützen. Diese Haltung bleibt dann natürlich nicht auf den Hospiz- und Arbeitsbereich beschränkt,

sie prägt den Umgang mit Menschen generell. Zudem bin ich berührbarer geworden und mehr bereit und fähig, eigene Gefühle wahrzunehmen und zu zeigen. Die Erfahrungen hier haben mich weicher und offener gemacht, auch mir selbst gegenüber. Dieses Geschenk nehme ich nun mit. Überhaupt hat das Team auch mich über schwierige Strecken meines Lebens unterstützt und getragen. Das war eine wichtige und sehr heilsame Erfahrung für mich. Der Tod meiner Schwester zu Beginn dieses Jahres hat mich von der Begleitenden selbst zur Trauernden werden lassen. Diese Trauer konnte ich zeigen und sie wurde von meinen Kolleg/innen mit viel Mitgefühl begleitet. Die Verbundenheit zum Team und zur Arbeit wird also bleiben, auch wenn ich gehe.

Was wünschst Du Dir für Dich selbst?

Geyer: Persönlich wünsche ich mir, mein Know-how und meine Erfahrungen in einem anderen Bereich einbringen und auch da Gutes bewirken zu können. Mit Menschen arbeiten zu dürfen, war immer mein Wunsch und eine große Freude, dabei möchte ich auch bleiben.

aus der hospizbewegung



Was wünschst Du Dir für das neue Tageshospiz?

Geyer: Ich wünsche mir noch mehr gesellschaftliche Anerkennung für Hospizarbeit, egal wer sie leistet, ob Hospiz-Bewegung, Angehörige zu Hause oder Menschen in Pflegeheimen und Krankenhäusern. Immer geht es um die Haltung zum Nächsten, zum Kranken, zum Trauernden, der in erster Linie Mensch ist und bleibt und erst danach auch jemand, der in einer besonderen Situation seines Lebens steht. Wenn sich diese Anerkennung auch in finanzieller Unterstützung und Sicherung niederschlägt, freut mich das besonders.

Dem neuen Tageshospiz und damit dem Team aus ehren- und hauptamtlich Tätigen wünsche ich einen guten Start, Zeit anzukommen und die Möglichkeit, den guten Geist des Gewachsenen in die neuen, größeren Räumlichkeiten mitzunehmen. Damit es gut weitergeht bedarf zukünftiger Mitarbeiter/innen, die diese Arbeit und die begleiteten Menschen wirklich mögen und in ihrer Aufgabe glücklich sind, um das erleben zu können, was ich erlebt habe. Im Mitgestalten und -formen, bin ich selbst gestaltet und geformt worden und dafür bin ich sehr dankbar. ■

Wir, die Hospiz-Bewegung Salzburg und das Team des Tageshospizes, danken Dir sehr herzlich für die vielen Jahre, in denen Du Dein Herz und Deine Fachkompetenz in die Begleitung vieler Menschen eingebracht hast. Für viele, die mit uns in Berührung kamen, hast Du, Heike, dem Hospiz-Anliegen ein besonderes Gesicht verliehen. Zur Entwicklung unseres Teams hast Du durch Deine kritischen Fragen viel beigetragen.

*Herzlichen Dank für alles!
Wir wünschen Dir für die berufliche und private Zukunft von Herzen alles Gute!*

Christof S. Eisl und das Team der Hospiz-Bewegung Salzburg



aus der hospizbewegung

ich meinem Interesse der „intensiveren Betreuung“ wieder gut nachkommen konnte und auch einiges dazulernen durfte. Hier machte ich 2006/2007 die Sonderausbildung für Intensivpflege. Zudem habe ich in dieser Zeit mit einer dreijährigen Ausbildung zur „Lebens- und Sozialberaterin“ in der Richtung Logotherapie und Existenzanalyse begonnen und diese 2008 abgeschlossen. Im Rahmen dieser Ausbildung gab es auch einige Praktika zu absolvieren, unter anderem hatte ich die Möglichkeit, das Salzburger Tageshospiz kennenzulernen.

Was spricht Dich an der Arbeit im Tageshospiz besonders an?

Biber: Neben der ganzheitlichen Sicht auf schwer kranke Menschen und deren Angehörige – wo eine herzliche Zuwendung und ein Gespräch ebenso wichtig sind wie beste medizinische und pflegerische Versorgung – freue ich mich besonders darüber, wie gut es durch das Angebot Tageshospiz gelingt, Betroffenen ihr Daheim und ihre Eigenständigkeit zu erhalten. Im Sinne der Gastlichkeit, besonders durch die ehrenamtlichen Hospizbegleiter/innen repräsentiert, geht es stets um die Frage: Was ist HEUTE wichtig? Das ist für alle täglich eine neue Herausforderung und gleichzeitig macht es so lebendig, sich immer wieder aufs Neue darauf einzulassen. Da können kleine Fragen und Wünsche, ein intensives Gespräch oder ein gemeinsames Lachen sein und dann wieder ein großer Wunsch oder Plan – etwa einmal noch nach Frankreich zu fahren. Durch Erzählen oder das gemeinsame Ansehen von Bildern können diese ein Stück weit in den Lebensalltag hereingenommen werden. Und der besteht ja nicht nur aus Krankheit, Schmerzen oder Leid. Auch wenn wir – Ärztinnen, Pflegekräfte und Hospizbegleiter/innen – hier im Tageshospiz unseren je eigenen Aufgaben nachgehen, in erster Linie begegnen wir als Menschen anderen Menschen, die genau wie wir, IHR Leben leben wollen – so gut es eben geht. Das zu unterstützen, finde ich für mich eine sehr befriedigende, sinnvolle und sehr abwechslungsreiche Aufgabe, die mich fordert und reifen lässt.

Hast Du einen besonderen Wunsch für das neue Tageshospiz?

Biber: Ich glaube, dass menschliche Begegnung letztlich das Kostbarste im Behandlungs- und Begleitungskontext ist. Diese auch in der neuen Heimstätte leben und pflegen zu können, ist mein Wunsch für das neue Tageshospiz. ■

„ Vor allem anderen geht es in der sozialen Arbeit um die Begegnung von Mensch zu Mensch.“

Was ist gerade heute wichtig?

Angela Biber ist die neue Palliativschwester des Tageshospizes. Gleich nach der Ausbildung hat sie sich für einen Job im Grenzbereich „Leben – Sterben – Tod“ entschieden. Warum und wie sehr sie eine Reise nach Indien beeinflusst hat sowie ihre ersten Erfahrungen im Tageshospiz verrät Angela Biber im Interview mit Mai Ulrich.

Was hat Dich in den Hospiz- und Palliativbereich geführt und wie war Dein Weg hierher?

Biber: Schon in der Ausbildung zur diplomierten Gesundheits- und Krankenschwester habe ich mich für den „Grenzbereich Leben – Sterben – Tod“ interessiert. Nach meiner Diplomprüfung 1998 bin ich von Niederösterreich nach Salzburg übersiedelt, da ich gerne in einem medizinischen Fachgebiet arbeiten wollte und daher eine Stelle auf der Onkologie des Landeskrankenhauses Salzburg angenommen habe. Mich haben von Beginn an Bereiche interessiert, in denen ich „intensiver“ mit Menschen und deren Krankheits- bzw. Heilungsverläufen befasst bin. Nach einem längeren Indienaufenthalt 2002/03 hatte ich den Wunsch, wieder einmal etwas in meinem Leben zu verändern.

Inwieweit hat Dich diese Reise beeinflusst?

Biber: Sie hat mein Leben nachhaltig geprägt. Ja, ich bin seither wirklich zufriedener in mir. Wenn man auf einer onkologischen Station arbeitet, kann man der Konfrontation mit der Tatsache, dass unser Leben

begrenzt ist, nicht mehr ausweichen. Dadurch erhält das Leben aber auch eine andere Qualität. Mir wurde immer mehr bewusst, wie wichtig es ist, Dinge anzugehen. Das heißt, Wünsche und Visionen, die wahrscheinlich jeder in sich trägt, zu realisieren und nicht auf „irgendwann“ zu verschieben. So machte ich mich mit einer guten Freundin auf, um ein halbes Jahr lang durch Indien zu reisen und dort Kultur, Landschaft, Spiritualität und vor allem auch die Menschen mit ihren Werten und Wertigkeiten ein Stück weit zu erleben. Beeindruckend war für mich, dass die Menschen in diesem Land trotz viel einfacherem Leben, ja oft trotz Armut, so fröhlich und zufrieden wirkten. Die Bereitschaft, das Leben anzunehmen wie es ist und was es bringt, hat mich bei manch jungen Menschen erstaunt.

Als ich zurückkam, überlegte ich auch, mich beruflich zu verändern. Mein Wunsch, mehr in der Gesundheitsprophylaxe zu arbeiten, ließ sich nicht verwirklichen. So habe ich mich entschlossen, auf die interne Wach- und Intensivstation zu wechseln, wo

Hat Dir dieses Praktikum gefallen?

Biber: Ja, sehr. Beeindruckt hat mich besonders der menschliche Umgang und die Sicht auf die Patient/innen, die hier bezeichnenderweise als „Besucher/innen“ angesprochen und auch so gesehen werden. Dies hat mir den Aspekt der Gastfreundschaft in der Hospizarbeit und die ganzheitliche Sicht auf den Menschen deutlich gemacht. Zugleich lernte ich auch die besondere Haltung des „Begleitens“ kennen, die, anders als das Beraten, ohne den Anspruch auftritt, ein aktuelles Thema im Leben oder eine Situation des /der Betroffenen verändern zu wollen. Da geht es um ein Mitaushalten und Beistehen. Schon damals hatte ich den Wunsch, mich im Tageshospiz zu bewerben.

Im Herbst bewarb ich mich um die Teilzeitstelle und reduzierte meine Tätigkeit in den SALK auf eine geringfügige Anstellung. So konnte ich eine Zeit lang beide, offensichtlich recht verschiedenen Bereiche parallel erleben und zugleich erfahren, dass meine Kolleg/innen der Intensivstation durchaus offen für den Hospiz- bzw. Palliativgedanken waren. So standen wir gemeinsam auch immer wieder vor der Frage, die gerade in der Intensivmedizin seit vielen Jahren aktuell ist: Wo ist die Grenze, an der Lebensverlängerung letztlich zur qualvollen Verlängerung bzw. zum Hinausschieben des natürlichen Sterbeprozesses wird?

Die Pionierinnen der Hospiz-Bewegung Salzburg haben 1992 den Samen gesät für erfolgreiche und anerkannte Arbeit im mobilen Hospizbereich und im Tageshospiz.



aus der hospizbewegung

Tageshospiz unter den Finalisten

Der Social Award für „Soziale Integration der ERSTE Stiftung“, die bedeutendste zivilgesellschaftliche Anerkennung seiner Art in Zentral- und Osteuropa, würdigte heuer zum vierten Mal das Engagement von Menschen und Organisationen für eine Gesellschaft, in der alle die gleichen Chancen haben sollen und fördert Projekte wie auch Organisationen, die sich für eine soziale Integration und ein faires Miteinander in einer sich dauernd wandelnden Gesellschaft einsetzen.

Die Preisverleihung mit Preisgeldern von 616.000 Euro an insgesamt 35 Gewinner aus 13 Ländern fand mit über 700 geladenen Gästen aus Zentral- und Osteuropa am 27. Juni 2013 in Wien im MuseumsQuartier statt. Unter den geladenen Gästen waren mit Geschäftsführer Christof S. Eisl und der Ehrenamtlichen Lieselotte Jarolin zwei Vertreter/innen der Hospiz-Bewegung Salzburg. Dass unter den eingereichten 2000 Projekten das Engagement des Tageshospizes Salzburg unter die 130 Finalisten der zu würdigenden Projekte gereiht wurde, bedeutet eine große Anerkennung für den gesellschaftlichen Beitrag der Hospiz-Bewegung Salzburg zu mehr Menschlichkeit.

Der erste Preis ging heuer an das rumänische Projekt „I am not afraid“ des Vereins „Little People“ in dem krebskranke Kinder in Rumänien psychologisch begleitet und ermutigt werden,

mit ihrer Situation umzugehen. Unter den Gewinnern war auch das Salzburger Projekt „Willkommen im Leben“, das Unterstützung für Kinder und ihre psychisch erkrankten Mütter bietet.

„Wir möchten mit diesem Preis jene großartigen Menschen öffentlich würdigen, die den Schwächsten unserer Gesellschaft beistehen. Sie arbeiten oft mit geringen Mitteln und bis zur Erschöpfung, weil sie die Lebensumstände anderer Menschen ernst nehmen und nicht, wie viele andere, wegschauen. Selbst werden sie und ihre Arbeit aber selten ausreichend wahrgenommen!“, sagte Doraja Eberle, Vorstandsvorsitzende der ERSTE Stiftung.

Der Preis eröffnet zudem allen Gewinnern und Finalisten die Möglichkeit zu dauerhafter Kooperation. Sie erhalten neben dem Preisgeld eine direkte Unterstützung zur Verbesserung der eigenen Medien- und Vernetzungsarbeit

über die NGO Akademie der Stiftung. Es besteht auch die Möglichkeit zur Teilnahme an Workshops für Organisationsentwicklung, Öffentlichkeitsarbeit und Erwerb von Qualifikationen im Bereich der sozialen Medien.

„In Österreich denkt man beim Wort Integration meistens unmittelbar an Migrantinnen und Migranten. Es geht aber auch um Armut, Isolation, Ungerechtigkeit und Krankheit. Wenn wir in einer Gesellschaft leben wollen, in der die Menschen einander achten, müssen wir uns um alle benachteiligten Menschen sorgen“, so Eberle. „Wir ehren jene, die das auf vorbildliche Weise tun und sind dankbar, von ihnen lernen zu können.“

Spiritual Care – Salzburger Hospiztag 2013

Unter dem Motto „Spiritual Care – dem Menschen als geistiges Wesen begegnen“ findet am Donnerstag, 10. Oktober 2013 der Salzburger Hospiztag statt. Impulsvorträge, Austauschmöglichkeiten und Erfahrungsräume sollen gelebte Spiritualität erlebbar machen.

Menschen brauchen in schweren Zeiten ihres Lebens und im Abschiednehmen in besonderer Weise Achtsamkeit in der Begegnung. Als Kranke, Sterbende oder Trauernde wollen sie auch als Menschen gesehen und als individuell schöpferische, gläubende, hoffende und liebende Wesen wahrgenommen werden.

Das englische Wort „Care“ meint neben dem meist übersetzten Wort „Pflege“ vor allem anderen Sorgfalt, Achtsamkeit, Interesse und Anteilnahme. Dies trägt den spirituellen Aspekt in sich, den Hospiz und Palliative Care von Beginn an in den Blick genommen haben: In unserem Wesen und im Hoffen auf das „Noch“ – auf das, was über unseren Körper und unsere Psyche hinausweist – sind wir als Menschen verbunden. Die gemeinsame Erfahrung von Nehmen und Geben angesichts der Endlichkeit des Lebens und der Ewigkeit des Seins prägt die Begleitung von Menschen in dieser besonderen Lebensphase.

Diese geistige und seelsorgliche Dimension des Menschen wollen wir am Hospiztag durch Impulsvorträge, Austauschmöglichkeiten und Erfahrungsräume gelebter Spiritualität erlebbar machen. Die unterschiedliche Sicht auf Krankheit, Sterben und Tod

in den verschiedenen Religionen wird dabei vorgestellt. Das soll stärken und ermutigen, sich in der Begleitung von Menschen mit dem Thema Spiritualität auseinanderzusetzen.

Termin:

Donnerstag, 10.10.2013
9:00–18:00 Uhr

Referent/innen:

Dr. Ursula Baatz, Wien und
Dr. Eckhard Frick, München

Ort:

Bildungszentrum St. Virgil

Kosten:

22 Euro inkl. Kaffeepausen,
30 Euro inkl. Kaffeepausen +
Mittagessen

Anmeldung:

Telefon 0662/82 23 10 oder
E-Mail: info@hospiz-sbg.at

Angebote Erfahrungsräume von Religion und Spiritualität:

- B:** Buddhismus
- E:** Evangelisches Christentum
- H:** Hinduismus
- I:** Islam
- J:** Judentum
- K:** Katholisches Christentum
- S:** Säkularer Raum der Spiritualität

Die Anmeldung zu den Erfahrungsräumen erfolgt vor Ort.

literatur

Bloß nicht schweigen!

Wenn ein Elternteil an Krebs erkrankt, sollten Eltern mit ihren Kindern offen über die Diagnose sprechen. Wie dieses Gespräch aussehen könnte, zeigt dieses Buch anhand von Fallbeispielen. Erstmals kommen auch die Kinder im O-Ton zu Wort, die ihre Ängste, aber auch ihren Mut und ihre Belastbarkeit erkennen lassen.



Sabine Brütting
*Was macht der Krebs mit uns?
Kindern die Krankheit ihrer
Eltern erklären*
Balance buch + medien verlag
ISBN 978-3-86739-064-4

konzert

Die Schöpfung – Joseph Haydn

Termin:
Sonntag, 27. Oktober, 18:30 Uhr

Leitung:
Domkapellmeister János Czfira

Ausführende:
Aleksandra Zamojska – Sopran
Bernhard Berchtold – Tenor
Wilfried Zelinka – Bass

Salzburger Domchor
Jugendkantorei am Dom
Domchor Fribourg St. Nicolas/CH
Orchester der Salzburger Dommusik

Ort:
Dom zu Salzburg

Kartenpreise:
35 Euro für Kategorie A
(Kuppelraum, vorderer Bereich)
25 Euro für Kategorie B (Langhaus)
freie Platzwahl in der jeweiligen
Kategorie.

Kartenvorverkauf:
Büro Dommusik Salzburg,
Kapitelplatz 3, 5010 Salzburg
Tel.: 0662/80 47-23 50
(Mo–Do 8:00–11:45 Uhr)
getraud.knoll@dommusik.kirchen.net

Kartenbüro Polzer, Salzburg Ticket Service
(Aufschlag 20%) sowie an
der Abendkasse.



Hospiz-Initiative Enns-Pongau Dank und Ehrung mit und auf Romreise

1998 wurde der Hospizverein Radstadt gegründet. Zum 15-jährigen Jubiläum beschloss der Vorstand in Absprache mit der Hospiz-Bewegung Salzburg, zum Dank für die unentgeltliche Mitarbeit der ehrenamtlichen Hospiz-Begleiter/innen eine 4-tägige Reise nach Rom zu organisieren. Ein Zuschuss kam von der Hospiz-Bewegung Salzburg, der Rest wurde von Sponsoren und durch Eigenleistung abgedeckt.

Zu Fronleichnam war es dann so weit. Unter der fachkundigen Reiseleitung von Frau Direktor Mag. Andrea Stolz vom BORG Radstadt flog die Gruppe mit insgesamt 25 Teilnehmer/innen von München nach Rom.

Kolosseum, Forum Romanum und der Trevi-Brunnen standen noch am Ankunftstag auf dem Programm. Höhepunkte der Reise waren natürlich der Petersdom, die vatikanischen Museen und die Sixtinische Kapelle.

Im Rahmen des Abschiedsabends wurden die Dankesurkunden der Hospiz-Bewegung Salzburg überreicht. Besonders gewürdigt wurde

Dorothea Thurner, die zehn Jahre lang die Einsatzleitung umsichtig und unentgeltlich geführt hatte, aus ihrer alten und neuen Heimat, der Schweiz, anreiste und sich besonders über die Ehrung und das Miteinander mit den Kolleginnen freute.

Während dieser schönen Tage in Rom fand sich auch Zeit für Austausch, gemeinsame Freude und Lachen, das verband. So erinnerten sich manche an die Anfänge der eigenen Hospizzeit, an die gemeinsame Ausbildung auf der Kaiblingalm in Haus im Ennstal und an die vielen prägenden und berührenden Erlebnisse im Rahmen der Hospizarbeit.

Zur Gruppe im Enns-Pongau stießen in letzter Zeit wieder neue ehrenamtliche Hospiz-Begleiterinnen. Ab Herbst wird mit Ernst Schlick zum ersten Mal ein Mann das Team um die umsichtige Koordinatorin Evelyn Fidler verstärken.



aufbaukurse

Kinderhospizarbeit – 2. Aufbaukurs für Ehrenamtliche

Zielgruppe:
Ehrenamtliche Mitarbeiter/innen mit Hospiz-Ausbildung, die bereits eingehende Erfahrung in der Begleitung schwer kranker, sterbender und trauernder Menschen haben und sich für Arbeit mit Kindern und in Familien mit Kindern interessieren.

Termine:
Infoabend: Dienstag, 5.11.2013,
19:00–21:00 Uhr
(Teilnahme verbindlich)
1. Block: 28.–30.11.2013
Das kranke und
sterbende Kind
2. Block: 9.–11.01.2014
Begleiten im System
Familie

Referentinnen:
Dr. Regina Jones, Kinderonkologin
Mag. Silvia Dovits, Psychotherapeutin
Lehrgangsführung:
Mai Ulrich, Hospiz-Bewegung
Salzburg

Anmeldung und Infos:
Telefon 0662/82 23 10 oder
E-Mail: info@hospiz-sbg.at

Trauerbegleitung – 4. Aufbaukurs „Da sein für Trauernde“

Zielgruppe:
Ehrenamtliche Mitarbeiter/innen mit Hospiz-Ausbildung und Begleitungserfahrung, die ihre Kompetenz in der Begleitung trauernder Menschen vertiefen möchten.

Termine:
Infoabend: Dienstag, 15.1.2014,
9:00–21:00 Uhr
(Teilnahme verbindlich)
1. Block: 6.–8.2.2014
Trauertheorie
2. Block: 20.–22.3.2014
Gespräche mit Trauernden
3. Block: 10.–12.4.2014
Krisenintervention
4. Block: 8.–10.5.2014
Psychohygiene und
Spiritualität

Referentinnen:
Dr. Eva-Maria Plank,
Psychotherapeutin
DGKS Astrid Leßmann, Palliativ-
schwester und Systemischer Coach
Mag. Karin Unterluggauer, Psychologin
Dr. Michael Pindl, Sozialpädagoge
und Theologe
Lehrgangsführung:
Mai Ulrich, Hospiz-Bewegung
Salzburg

Anmeldung und Infos:
Telefon 0662/82 23 10 oder
E-Mail: info@hospiz-sbg.at

Veranstaltungen der Hospiz-Bewegung Salzburg in Kooperation mit dem
Bildungszentrum St. Virgil.



seminar

Ehrenamtliche Hospizarbeit

Dieses Seminar gibt einen Einblick in das Salzburger Hospizangebot und vermittelt grundlegende Informationen zum Thema „Betreuung Schwerkranker, Sterbender und deren Angehöriger“.

Termine:
Termin 1: 31.1. (9:00–21:00 Uhr) und
1.2.2014 (9:00–16:00 Uhr)
Termin 2: 12.9. (9:00–21:00 Uhr) und
13.9.2014 (9:00–16:00 Uhr)

Referent/innen:
Mai Ulrich sowie haupt- und ehren-
amtlich tätige Hospizmitarbeiter/innen

Ort:
Bildungszentrum St. Virgil, Salzburg

Beitrag:
50 Euro Seminarbeitrag

Anmeldung und Infos:
Telefon 0662/82 23 10 oder
E-Mail: kommunikation@hospiz-sbg.at



Der Aus- und Weiterbildung kommt im Hospizbereich große Bedeutung zu

info-abend

Patientenverfügung

Kostenlose Beratungsmöglichkeit rund um das Thema Patientenverfügung.

Nächster Termin

17.10.2013

jeweils 17:00–19:00 Uhr

Leitung:

DGKS Barbara Schnöll,
Leitung Tageshospiz Salzburg

Ort:

Tageshospiz Kleingmain,
Buchholzhofstraße 3a, Salzburg

Anmeldung erforderlich unter:

Telefon 0662/82 23 10

lehrgang

Lebens-, Sterbe- und Trauerbegleitung der Hospiz-Bewegung Salzburg

Der Lehrgang dient der intensiven Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen von Verlust, Tod und Trauer sowie der Vermittlung von Kompetenzen und fachlichem Wissen im Bereich der Begleitung.

Termine:

1. Block: 27.–30.3.2014
(Selbsterfahrung)
2. Block: 22.–25.5.2014
(Kommunikation)
3. Block: 10.–13.7.2014
(Med. u. pfleg. Grundlagen)
4. Block: 1.–4.10.2014
(Spiritualität, Psychohygiene)

Ort:

Bildungszentrum St. Virgil, Salzburg

Beitrag/Rückzahlung:

726 Euro (Seminarbeitrag)
Der Seminarbeitrag sowie die Kosten für Unterkunft und Verpflegung sind von den Teilnehmer/innen zunächst selbst zu tragen. Allen ehrenamtlich Tätigen werden bei Mitarbeit im Verein die Lehrgangskosten (726 Euro) rückerstattet.

Anmeldung und Infos:

Telefon 0662/82 23 10 oder
E-Mail: kommunikation@hospiz-sbg.at

Eine Veranstaltung der Hospiz-Bewegung Salzburg in Kooperation mit dem Bildungszentrum St. Virgil.



selbsthilfe

Raum für meine Trauer

Der Verlust eines nahe stehenden Menschen durch Tod trifft uns bis ins Innerste. Nichts ist mehr, wie es war. Widersprüchliche Gefühle verwirren und verunsichern die Trauernden. Konfrontiert mit dem Unverständnis des Umfeldes ziehen sie sich zurück und geraten allzuoft in Isolation.

Hier können Sie im Kreise Betroffener erzählen, wie es Ihnen geht, unabhängig davon, wie lange der Verlust zurückliegt. Gemeinsam wollen wir unseren Blick darauf richten, was uns als Trauernden helfen kann, unsere Trauer ernst zu nehmen und auszudrücken, um so den Weg zurück ins Leben zu finden.

Termin:

jeweils am 1. Montag im Monat
von 19:00–21:00 Uhr

Eine Veranstaltung der Hospiz-Bewegung Salzburg in Kooperation mit dem Bildungszentrum St. Virgil.



einladung

Tag der offenen Tür

Im Herbst wird das neue Tageshospiz Kleingmain, das Kompetenzzentrum für Hospizarbeit, in Betrieb genommen. Hier finden Menschen in ihrer letzten Lebenszeit einen Ort, an dem sie sich, trotz schwerer Krankheit, einer höheren Lebensqualität erfreuen können. Die Hospiz-Bewegung Salzburg lädt Sie herzlich zum Tag der offenen Tür ein.

Termin:

Samstag, 16.11.2013, 10:00–15:00 Uhr

Ort:

Tageshospiz Kleingmain
Buchholzhofstraße 3a, 5020 Salzburg

Die Hospiz-Bewegung Salzburg bedankt sich bei allen, die die Realisierung des neuen Tageshospizes ermöglichten und freut sich auf Ihr Kommen.

Einfach ausschneiden und in einem Kuvert an die Hospiz-Bewegung Salzburg senden. Hinweis: Spendenbegünstigung für Mitgliedsbeiträge (Förderbeiträge) und Spenden. Registrierungsnummer auf der Liste des Finanzamtes lautet: SO 1366

Ich interessiere mich für die Arbeit der Hospiz-Bewegung Salzburg und

- möchte nähere Informationen zum Ausbildungslehrgang für Hospiz-Begleiter/innen
- möchte die Hospiz-Bewegung durch eine einmalige Spende unterstützen, darüber hinaus aber keine Mitgliedschaft erwerben.

Hospiz-Bewegung Salzburg
Buchholzhofstraße 3a
5020 Salzburg

- Ich ersuche um Zusendung der Zeitung.
- Ich möchte die Hospiz-Bewegung Salzburg als Mitglied finanziell unterstützen. Ich werde den Jahresmitgliedsbeitrag von 36 Euro nach Erhalt eines Zahlscheines einzahlen. Als Mitglied bekomme ich die vierteljährlich erscheinende „Lebensfreude“, die Zeitung der Hospiz-Bewegung Salzburg.
Danke, dass auch Sie Lebensfreude spenden!

Vorname Nachname

PLZ/Ort Straße

Telefon E-Mail-Adresse

Datum Unterschrift

ZAHLUNGSANWEISUNG AUFTRAGSBESTÄTIGUNG

EmpfängerIn: Hospiz-Bewegung Salzburg, 5020 Salzburg
IBAN EmpfängerIn: AT362040401900195362
BIC EmpfängerIn: SBGSAT2SXXX
EUR <input type="text"/>
AuftraggeberIn <input type="text"/>
IBAN AuftraggeberIn: <input type="text"/>
Verwendungszweck: <input type="radio"/> Spende <input type="radio"/> Förderbeitrag
<small>Ihre Spende ist steuerlich abzugsfähig: Reg.-Nr. SO 1366</small>

AT SPARKASSE Salzburg	ZAHLUNGSANWEISUNG
EmpfängerIn Name/Firma H O S P I Z - B E W E G U N G S A L Z B U R G , 5 0 2 0 S B G .	
IBAN EmpfängerIn A T 3 6 2 0 4 0 4 0 1 9 0 0 1 9 5 3 6 2	
BIC (SWIFT-Code) der Empfängerbank S B G S A T 2 S X X X	Ein BIC ist verpflichtend anzugeben, wenn die IBAN EmpfängerIn ungleich AT beginnt
EUR Betrag <input type="text"/>	Cent <input type="text"/>
Nur zum maschinellen Bedrucken der Zahlungsreferenz <input type="text"/> Prüfziffer <input type="text"/>	
Verwendungszweck wird bei ausgefüllter Zahlungsreferenz nicht an EmpfängerIn weitergeleitet O S P E N D E F Ü R D E N A U S B A U A N G E B O T E	
O J Ä H R L I C H E R F Ö R D E R B E I T R A G € 3 6 , -	
IBAN KontoinhaberIn/AuftraggeberIn <input type="text"/>	
KontoinhaberIn/AuftraggeberIn Name/Firma <input type="text"/>	
<input type="text"/>	006
<input type="text"/>	30+ Beleg +
<input type="text"/>	Unterschrift Zeichnungsberechtigter

Retouren an Hospiz-Bewegung, Buchholzhofstraße 3a, 5020 Salzburg

«Firma»

«Anrede» «Titel» «Vorname» «Nachname»

«Straße»

«PLZ» «Ort»

«Land»

www.hospiz.at

Dachorganisation

Hospiz-Bewegung Salzburg

5020 Salzburg, Buchholzhofstraße 3a
Tel. 0662/82 23 10, Fax 0662/82 23 06
MMag. Christof S. Eisl
Evelyn Schwarz, Ing. Mai Ulrich
info@hospiz-sbg.at

Initiativen

Hospiz-Initiative Salzburg-Stadt

5020 Salzburg, Buchholzhofstraße 3a
Tel. 0662/82 23 10, Fax 0662/82 23 06
DGKS Barbara Schnöll
DGKS Astrid Leßmann
stadt@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative

Flachgau Neumarkt

Ärztzentrum Neumarkt
5202 Neumarkt, Salzburger Straße 5
Renate Moser ☎ 0676/84 82 10-555
flachgau@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative

Flachgau Oberndorf

c/o Gesundheitszentrum Oberndorf
5110 Oberndorf, Paracelsusstraße 37
M. Brandhuber ☎ 0676/84 82 10-600
oberndorf@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative Tennengau

c/o Krankenhaus Hallein
5400 Hallein, Bürgermeisterstraße 34
B. Rettenbacher ☎ 0676/84 82 10-558
tennengau@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative Pinzgau Oberpinzgau

5730 Mittersill, Lendstraße 14a,
Andrea Steger ☎ 0676/84 82 10-565
oberpinzgau@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative Pinzgau Saalfelden

5760 Saalfelden, Obsmarktstraße 15b
Tel. 06582/73 205-33, Fax DW -30
Veronika Herzog ☎ 0676/84 82 10-556
saalfelden@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative Pinzgau Zell am See

5700 Zell am See, Seehofgasse 2
Tel. 06542/72 933-40, Fax DW 60
Edith Trentini ☎ 0676/84 82 10-557
zellamsee@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative Pongau

5500 Bischofshofen, Gasteiner Straße 9a
Tel. 06462/32 814, Fax 06462/32 872-50
Monika Höllwart ☎ 0676/84 82 10-420
Sieglinde Neuböck ☎ 0676/84 82 10-560
bischofshofen@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative Enns-Pongau

5550 Radstadt, Lebzelterau 8
Evelyn Fidler ☎ 0676/84 82 10-564
Dr. Andreas Kindler ☎ 0664/19 38 040
radstadt@hospiz-sbg.at

Hospiz-Initiative Lungau

5580 Tamsweg, Bahnhofstraße 17
Tel. 06474/26 877, Fax 06474/26 876
Elisabeth Huber ☎ 0676/84 82 10-472
Ilse Bornemeier ☎ 0676/84 82 10-561
lungau@hospiz-sbg.at

(Teil-)Stationäre und mobile Einrichtungen

Tageshospiz Kleingmain

5020 Salzburg, Buchholzhofstraße 3a
Tel. 0662/82 23 10-16,
Fax 0662/82 23 06
Dr. Irmgard Singh, Hospizärztin
DGKS Barbara Schnöll
DGKS Astrid Leßmann
DGKS Angela Biber
tageshospiz@hospiz-sbg.at

Mobiles Palliativ- und Hospizteam Salzburg und Umgebung

5020 Salzburg, Gaisbergstraße 27
Tel. 0662/87 52 57
DGKS Doris Einödter, Einsatzleitung
☎ 0676/84 82 10-486
palliativ.salzburg@caritas-salzburg.at
Bereitschaftsdienst: 8:00–20:00 Uhr

Mobiles Palliativ- und Hospizteam Pinzgau

5700 Zell am See, Seehofgasse 2
Tel. 06542/72 933-40, Fax DW 60
Edith Trentini, Einsatzleitung
☎ 0676/84 82 10-557
palliativ.pinzgau@caritas-salzburg.at
Bürozeiten: Mo, Mi, Fr 8:00–10:00 Uhr

Mobiles Palliativ- und Hospizteam Pongau

5500 Bischofshofen, Gasteiner Str. 9a
Tel. 06462/32 814, Fax 06462/32 872-50
Monika Höllwart, Einsatzleitung
☎ 0676/84 82 10-420
palliativ.pongau@caritas-salzburg.at
Bürozeiten: Mo, Mi, Fr 8:00–10:00 Uhr

Mobiles Palliativ- und Hospizteam Lungau

5580 Tamsweg, Bahnhofstraße 17
Tel. 06474/26 877, Fax 06474/26 876
Elisabeth Huber, Einsatzleitung
☎ 0676/84 82 10-472
palliativ.lungau@caritas-salzburg.at
Bürozeiten: Mo u. Do 10:00–12:00 Uhr
Di 14:00–17:00 Uhr

Helga-Treichl-Hospiz Österreichisches Rotes Kreuz

5020 Salzburg, Dr.-Sylvester-Straße 1
Tel. 0662/82 09 07
Dr. Ellen Üblagger
hospiz@roteskruz.at

Impressum: Herausgeber Hospiz-Bewegung Salzburg, Verein für Lebensbegleitung und Sterbebeistand, Buchholzhofstraße 3a, 5020 Salzburg,
Telefon 0662/82 23 10-0, info@hospiz-sbg.at; F.d.l.v. MMag. Christof S. Eisl - Redaktion Mai Ulrich, Mag. Martina Eisl-Windner - ZVR-Zahl 458287044
Konzept und Gestaltung: MARKENSTELLWERK · Bildbearbeitung: Repro Atelier · Druck: DDZ · DigitalesDruckZentrum · Fotos: A. Hechenberger, Herausgeber

HOSPIZ

HOSPIZ BEWEGUNG Salzburg

In Partnerschaft mit
Caritas